erm.

960 s/(1/,4

Mühlbach

Protestantische Jesuiten.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1874.

Erstes Kapitel.

Die Nemesis.

Drinnen in seinem Gemache ist der Geheimrath von Tzschoppe wieder allein geblieben, allein mit seiner Erinnerung und mit seiner Qual. Er geht hastig im Zimmer auf und ab, und zuweilen dringt es wie ein lautes Gestöhn aus seiner Brust hervor. Ja, die Welt verspottet und verhöhnt ihn jetzt, erzählt sich jetzt von dem, was er gethan. Einst ward es ihm zum Verdienste angerechnet, jetzt zum Verbrechen! Und sie sind Alle frei, Alle, die er ins Gefängniß gebracht hat, und die nicht darin gestorben, sind jetzt wieder frei, begnadigt durch den König, und Rochow wird gewiß Recht gehabt haben, sie werden kommen,

ihn zu fassen, sie werden ihn in das Verderben stürzen, sie werden ihn verbrennen.

Er will fliehen, fliehen, und er rennt vorwärts in seiner Verwirrung, gerade nach der Wand hin, drüben, wo die Schränke mit den Büchern stehen. Da tappt er umher. Da ist keine Thür! Großer Gott, er ist schon gefangen! Er ist schon im Gefängnisse! Es ist keine Thür, wo er hinaus und entfliehen könnte. Er tappt immer umher und sucht die Thür. Da! Ein Geräusch! Da knarrt es hinter ihm, er wendet sich entsetzt um. Ach, er hat sich nur geirrt in der Richtung; da drüben ist die Thür ja, und da steht seine Frau und sieht ihn an mit freundlichem Gesicht, und er athmet auf und murmelt leise: „Gott sei Dank, daß Du da bist, Du erlösest mich! Ich war von einem Traume umnebelt, und im Traume war es mir, als sei ich gefangen! Gott sei Dank, Du hast mich erlöst und befreit.“

Er ist auf den Lehnstuhl niedergesunken und sie tritt zu ihm und streichelt mit sanfter Hand seine Wangen und sieht zu ihm nieder mit einem traurigen, wehmuthsvollen Blick.

„Armer Mann! Ich weiß, daß Du schlimme Träume hast; Du sprichst oft im Schlaf und jammerst und klagst um Deine Vergangenheit. Weißt Du noch,

wie oft ich Dich gewarnt, wie oft ich um Mitleid, um Erbarmen gefleht? Aber Du wolltest mich nicht hören! Armer Mann!“

„Auch Du, Emilie, auch Du kommst, um mich anzuklagen?“

„Nein“, sagte sie sanft. „Nein, ich kam nur, um Dir zu sagen, daß es Zeit ist, in die Gesellschaft zu gehen. Wir haben es doch versprochen, daß wir heute zu dem Geheimrath von Werther gehen wollen.“

„Ja, wir wollen es“, sagte er aufstehend; „es wird eine Zerstreuung sein, und die Leute werden sehen, daß ich mich nicht vor ihnen fürchte, daß ich mich in meinem Rechte fühle. Ja, Du hast Recht, Emilie, wir wollen in die Gesellschaft gehen.“

„Ich habe Dir schon Alles hingelegt“, sagte sie sanft. „Gehe nur in Dein Schlafzimmer, da liegt schon der Frack und die weiße Halsbinde bereit.“

„Ich danke Dir, Emilie. Ach, Du sorgst so gut für mich; ich will es Dir auch danken mein Leben lang. Ich glaube, Emilie, ich war oft hart und unfreundlich gegen Dich. Sage, war ich es nicht?“

Er sieht sie mit angstvollen Blicken an und faßt mit zitternder Hand nach der ihren.

Sie entzieht sie ihm leise und wendet den Blick zur Seite.

„Du siehst mich nicht an, Emilie? Nicht wahr, ich war oft hart gegen Dich und unfreundlich?"

„Ja", sagte sie leise. „Aber es ist jetzt vergessen, ich werde meiner Pflicht eingedenk bleiben! Ich habe Dir vor dem Altar Gottes gelobt, treu zu Dir zu halten bis zum Tode."

„Warum sprichst Du vom Tode?" unterbricht er sie. „Ich bin ja gesund! Ich fürchte nichts! Ich will von nun an besser zu Dir sein, Emilie; ich will Dir danken, daß Du jetzt so gut und freundlich bist, obwol ich es nicht immer zu Dir war. Ja, ich will mich bessern, in allen Dingen mich bessern! Aber jetzt will ich mich ankleiden zur Gesellschaft und die weiße Halsbinde umlegen und den Frack anziehen. Du hast doch alle Orden anheften lassen?"

„Nein, nicht alle."

„Gib mir alle Orden, Emilie. Sie sollen sehen, daß ich noch immer ein angesehener Mann bin, der von allen deutschen Fürsten Orden empfangen hat, weil er bei allen angesehen ist!"

Er begab sich in sein Schlafgemach und legte die weiße Halsbinde um und zog den Frack an, an welchen ihm Emilie noch vier andere Ordenskreuze und Sterne anheften mußte.

Es ist wahr, alle deutschen Fürsten haben dem

Herrn Geheimrath von Tzschoppe ihre Orden verliehen. Sie haben ihn damit belohnt für die Demagogenhetze, die Niemand so sehr verstanden hat, als er. Mit allen seinen Orden tritt der Herr Geheimrath von Tzschoppe, seine Frau am Arme führend, eine Stunde darauf in den Gesellschaftssalon des Herrn Geheimrathes von Werther ein.

Das war sonst ein sehr guter Freund von ihm. Er hat ihn immer bewundert und belobt um seiner Thätigkeit, seiner unermüdlichen Verfolgung der Feinde des Vaterlandes willen; er ist unerschöpflich gewesen in Versicherungen seiner Freundschaft, und er dankt es dem Herrn von Tzschoppe, daß aus dem Registrator so nach und nach ein Hofrath und dann ein Geheimer Hofrath geworden, der jetzt sich kurzweg Geheimrath nennen und große Gesellschaften geben kann, weil er, Dank dem Geheimrath von Tzschoppe, ein sehr großes Gehalt bezieht. Doch dünkt es den Herrn von Tzschoppe, als wenn der Herr Geheimrath von seiner Façon heute gar nicht so verbindlich und eilig wie sonst ihm entgegentrete und gar nicht mehr so freundliche Versicherungen seiner Anhänglichkeit für ihn habe. Es dünkt ihn, als ob der Herr Geheimrath von Werther ihm recht langsam entgegenkomme. Er scheint gar nicht zu sehen, daß ihm der Herr von Tzschoppe die

Hand entgegenstreckt, sondern er begrüßt ihn nur mit ceremoniellem Neigen des Hauptes und wendet sich dann von ihm zu einem Anderen hin, mit dem er vielleicht eben im Gespräche begriffen war. Es kommt dem Herrn von Tzschoppe überhaupt so vor, als ob er recht einsam sei, trotzdem es eine große Gesellschaft ist, die um ihn her sich bewegt. Sonst war er immer der Mittelpunkt eines Kreises vornehmer und angesehener Herren, sonst — ja das war zu den Zeiten des hochseligen Königs, und dies ist heute die erste große Gesellschaft seit dem Antritt des neuen Königs, in welcher Herr von Tzschoppe erscheint. Er sieht, die Gesellschaft ist eine andere geworden, wie auch der König ein anderer geworden ist. Er bleibt allein. Plaudernde Gruppen stehen rings um ihn her; aber seltsam: wenn er sich ihnen nähert, schweigen die Herren, und Einer nach dem Anderen entfernt sich, und er steht wieder allein.

Es wird ihm unheimlich und er rettet sich gleichsam in eine Fensternische; da duckt er sich hinter den seidenen Vorhängen und schaut hervor auf die glänzende Gesellschaft. Niemand scheint ihn zu vermissen, Niemand sich seiner Anwesenheit zu erinnern. Die Herren stehen in Gruppen plaudernd umher oder nähern sich dem Kreise der Damen dort drü-

ben und sprechen verbindlich und angelegentlich mit denselben. Da sitzt seine Frau. Seltsam, mit ihr spricht Keiner, und mitten in dem großen Kreise der Damen scheint sie ganz allein zu sein. Er sieht es an ihrem Gesichte, daß sie sich unheimlich fühlt. Sie hat die Augen niedergeschlagen, ihre Wange ist bleich und es zuckt schmerzlich um ihre zusammengepreßten Lippen. Sonst beeiferten sich alle Frauen um die Frau Geheimräthin von Tzschoppe; jetzt — es schauert ihn, er zieht sich tiefer in die Fensternische zurück, er möchte sich verkriechen wie eine Maus.

Da tritt eine hohe Gestalt an die Fensternische heran, ein Herr aus der Gesellschaft, welcher sich nach langem Gespräche vielleicht einen Augenblick erholen, von der Hitze des Zimmers ausruhen möchte in der Kühle der Fensternische.

Er schrickt ein wenig zusammen, wie er den Herrn von Tzschoppe jetzt gewahrt; doch er ist höflich genug, sich nicht gleich umzuwenden, sondern er bleibt stehen und verneigt sich grüßend.

„Sie kennen mich?“ fragt Herr von Tzschoppe aufathmend.

Er verneigt sich ernst und feierlich. „Ja, Herr von Tzschoppe. Ich —“

„Sie wollten sagen, ich habe die Ehre, nicht wahr?“ fällt er ihm mit spöttischem Lachen ins Wort.

„Nein, Herr von Tzschoppe, das wollte ich nicht sagen“, erwiderte Jener mit festem Ton. „Ich wollte nur sagen, daß ich bedauere, Sie gestört zu haben, und daß ich nicht wußte, daß Sie sich hieher zurückgezogen hatten.“

„Ich habe mich gar nicht zurückgezogen“, sagte er, sich zusammenraffend. „Nein, mein Herr, Sie irren, ich habe mich nicht zurückgezogen. Lassen Sie uns in die Gesellschaft zurücktreten und sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Mir?“ fragte Jener mit stolzem, fast verächtlichem Tone; „mir, Herr von Tzschoppe? Sie können mir mit gar nichts dienen, und ich kam wirklich nicht, um hier in der Fensternische Ihre Protektion zu erbitten.“

„Nun“, erwiderte Herr von Tzschoppe, sich scheu umblickend, „nun, das ist mir lieb; dann bitte ich Sie um Ihre Protektion, dann bitte ich Sie um eine Gefälligkeit.“

„Um was für eine Gefälligkeit?“ fragte der Andere kalt.

„Ich bitte Sie, mir Ihren Arm zu reichen, denn ich fühle mich ein wenig matt und meine Füße zittern.“

Aber der Herr reichte ihm nicht den Arm, er neigte nur das Haupt. „Ich werde Ihnen einen Stuhl holen, damit Sie sich setzen können, Herr von Tzschoppe.“

„Damit ich mich setzen kann und Sie während der Zeit meinen Kerkermeister holen können?“ fragte Herr von Tzschoppe wild umherblickend. „Nein, mein Herr, bleiben Sie hier! Ich will nicht gefangen sein, laßt mich hinaus! Hinaus!“

Er schreit es mit lauter, kreischender Stimme, und plötzlich wird es still im Saal. Alle Unterhaltungen werden unterbrochen, Alles schweigt und Aller Blicke wenden sich auf ihn hin. Frau von Tzschoppe, welche bisher so einsam und verlassen im Kreise der Damen gesessen, stürzt zu ihm hin. „Was fehlt Dir?“ fragt sie ängstlich.

„Was mir fehlt? Mir fehlt die Freiheit! Siehst Du denn nicht, daß sie mich gefangen haben? Wo ist die Thür? Die Thür? Ich kann die Thür nicht finden! Ich will hinaus, ich will fort von hier, denn die Augen sind Dolche, welche mich tödten wollen! Mich tödten wollen, und was habe ich denn gethan?“

„Um Gotteswillen!“ ruft seine Frau entsetzt. „Nimm Dich zusammen! Wir sind hier unter Menschen. Komm, laß uns hinausgehen.“

„Ja, hinaus! Aber es ist keine Thür da, ich bin ein Gefangener!“

Dann sinkt er mit einem lauten Schrei ohnmächtig zusammen.

Niemand regt sich. Lautlos ist es in dem weiten Salon. Die Lichter des Kronleuchters und die funkelnden Kerzen ringsumher beleuchten diese seltsame schauerliche Scene; den Mann mit den blinkenden Ordenssternen auf der Brust, der da bleich und bewegungslos am Boden liegt und neben dem mit leisem Aechzen und Wehklagen seine Frau im seidenen Gewande, geschmückt mit Brillanten, das Haupt mit Blumen bekränzt, zusammengesunken ist, und ringsum die glänzende Gesellschaft ohne Erbarmen, ohne Mitleid niederschauend zu dem Ohnmächtigen.

Dann geht ein Geflüster durch den Saal, und Einer sagt zu dem Andern: „Das ist die Nemesis, die Nemesis! Hunderte von jungen Männern hat er in das Gefängniß gebracht und jetzt glaubt er sich selbst gefangen. Das Schicksal ist gerecht! Das ist die Nemesis!“

Endlich schlägt er die Augen auf und richtet sich empor. Seine Frau, die Frau, die er oft so hart und unfreundlich behandelt, reicht ihm ihren Arm dar, sie spricht theilnehmend zu ihm und führt ihn hinaus

aus demstillen Saal mit den bewegungslosen, mitleidslosen Gästen.

Er lehnt sich erschöpft an sie, da sie jetzt im Wagen sitzen und durch die Straßen dahinrollen. Er ist so matt und schwach, daß er nicht sprechen kann. Plötzlich geschieht etwas Wunderbares. Die Frau fühlt es auf einmal so brennend heiß auf ihrer Schulter, auf welcher sein Haupt ruht, und sie hört auf einmal ein lautes Schluchzen. Herr von Tzschoppe weint, und seine Thränen sind es, welche auf der Schulter seines Weibes brennen.

Sie hat ihn niemals weinen sehen, und es schaudert sie jetzt, wie sie diese brennenden Tropfen fühlt, denn seine Thränen erzählen ihr von der Qual seines Gewissens.

Sie bringt ihn in sein Gemach und bettet ihn auf den Divan. Vielleicht wird er schlafen und dann wird ihm besser werden. Es ist vielleicht nur ein Paroxysmus einer ausbrechenden Krankheit. Man muß zum Arzte schicken und es werden gewiß kühlende Umschläge nöthig sein.

Er hat die Augen geschlossen und scheint wirklich zu schlafen. Seine Frau schleicht leise auf den Fußspitzen durch das Gemach hin, öffnet lautlos die Thür

und geht hinaus, um ihre Anordnungen und ihre Befehle zu geben.

Gewiß, er wird schlafen, denn es ist Alles still in seinem Gemach. Er ruft nicht und klingelt nicht.

Als der Arzt endlich gekommen, öffnet die Frau Geheimräthin die Thür, um hinein zu blicken und zu sehen, ob ihr Mann noch schlafe. Er ist nicht mehr auf dem Divan. Sie schaut sich in der Stube um, es ist Niemand zu sehen. Sie läßt den Arzt eintreten, und dann fragt sie laut nach ihm und ruft ihn. Endlich hören sie hinter dem Ofen, der weit in das Gemach hineinragt, ein Geräusch. Sie treten näher, um zu sehen, was es sei, und der Geheimrath von Tzschoppe schaut mit bleichen, verzerrten Zügen dahinter hervor.

Seine Frau stürzt zu ihm hin. „Um Gotteswillen! Was thust Du da, was suchst Du da?"

„Ich suche nach der Thür! Ich kann die Thür nicht finden, sie haben mir die Thür vermauert. Ich bin im Gefängniß, ich kann die Thür nicht finden!"

Er springt empor wie ein wildes Thier und tappt an den Wänden umher.

„Ich bin ein Gefangener", schreit er jammernd, „ich kann die Thür nicht finden! Wo ist die Thür?" Dann sinkt er in Krämpfen zuckend zu Boden nieder.

Der Arzt neigt sich über ihn, und von seinen Lippen tönt's, wie er mitleidslos den Zuckenden anschaut: „Das ist die Nemesis! Er hat Hunderte und Hunderte junger Leute in das Gefängniß geworfen, jetzt ist er selber ein Gefangener, ein Gefangener seines Gewissens.“*) — —

---

*) Und ein Gefangener seines Gewissens ist Herr von Tzschoppe geblieben bis an sein Lebensende. Er starb nach einem Jahr iu dem Wahnsinn, daß er gefangen sei und nirgends die Thür finden könne.

Zweites Kapitel.

Enttäuschungen eines Königs.

König Friedrich Wilhelm hatte mit seiner Gemahlin eine Spazierfahrt gemacht, aber nicht, wie sein Vater und königlicher Vorgänger, im einfachen, mit zwei Pferden bespannten Wagen, sondern im großen, mit sechs Rappen bespannten Galawagen und mit zwei Vorreitern, welche ihm vorausjagten. „Das Königthum muß sich immer in seinem Glanze vor der Welt zeigen, und die Leute müssen auch wissen, daß es der König ist, welcher kommt!"

Nun, sie haben es gewußt, alle diese Leute, welche sich im Thiergarten auf den Seitenpfaden neben dem Fahrweg auf und nieder bewegten. Es ist ein gar schöner, warmer Wintertag, und dazu ein Sonntag. Die Leute ruhen aus von der Arbeit und erquicken

sich an der frischen, klaren Winterluft. Es scheint aber nicht, als ob sie sich auch an dem Anblicke ihres Königspaares erquickten. Kein fröhliches Jauchzen, wie es zu Anfang, gleich in den ersten Wochen seiner Regierung, gewesen; kein Stehenbleiben und Hüte-schwenken, um mit strahlenden Augen den König zu begrüßen!

Die Vorreiter haben es den Leuten auf der Promenade gekündet, daß der König kommt in seiner glänzenden Equipage, und die Leute sind wol stehen geblieben, um den König vorüberfahren zu sehen, aber es ist recht still gewesen auf der Promenade. Es ist auch recht still Unter den Linden, wo doch an der Seite neben den Häusern eine schwarze Woge von sonntäglich geputzten Leuten dahinrollt und die Vorreiter und das Königspaar im offenen, zurückgeschlagenen Wagen sieht.

Das Angesicht des Königs ist finster. Er hört nicht auf die freundlichen holden Worte, welche seine Gemahlin an ihn richtet, und er beantwortet sie nicht. Als der Wagen in das innere Portal des Schlosses fährt und neben der großen Treppe anhält, will der alte Lakai die Thür des Wagens öffnen. Die Klinke ist vielleicht verquollen oder verrostet, sie will sich nicht gleich öffnen. Da tönt ein Wort von den Lippen des

Königs, das fast wie ein Schimpfwort oder wie ein Fluch klingt. Als die Thür sich endlich öffnet, nach langem Bemühen des alten Lakaien, der dasteht und einige Worte der Entschuldigung murmelt, stößt ihn der König, bevor er den Fuß auf den Tritt setzt, mit diesem Fuße beiseite und steigt aus.

Der Lakai tritt mit zuckenden Lippen und mit Thränen in den Augen zurück. Die Königin hat es gesehen, und sie legt, während sie herniedersteigt aus dem Wagen, ihre Hand wie zur Stütze einen Moment auf den Arm des Lakaien.

„Guter Weber, nicht böse, guter Weber!“ flüsterte sie leise. „Der König ist leidend, er hat Zahnweh, und Sie wissen, das macht oft den besten Menschen verdrießlich.“

Die Thränen sind schon getrocknet in den Augen des alten treuen Dieners. Es ist den Großen so leicht gemacht, durch ein einziges menschliches Wort zu beglücken und zu erfreuen!

Der König ist die Treppe hinaufgestiegen, und er hört es kaum, wie seine Gemahlin, die ihm hastig gefolgt ist, ihn mit freundlichen Worten ruft. Er achtet wol nicht auf die Bedeutung ihrer Worte.

„Werden Eure Majestät mir die Gnade erzeigen, mit mir zu kommen?“

Er denkt in diesem Moment nicht daran, daß seine Gemahlin ihn heute nicht Baron nennt, sondern Eure Majestät, und daß das eine Mahnung für ihn sein soll. Die Königin tritt zu ihm heran und reicht ihm ihren Arm.

„Eure Majestät vergessen Ihren Ritterdienst gegen Ihre Dame“, sagte sie, ihm freundlich zulächelnd. „Erlauben Sie mir deshalb, daß wir unsere Rollen tauschen und ich Ihnen meinen Arm anbiete.“

Ihr sanftes, freundliches Wort hat allzeit Macht über ihn. Die Falten auf seiner Stirne glätten sich ein wenig und der düstere Ausdruck seiner Augen mildert sich. Er schaut sie an und nickt ihr zu.

„Majestät! Ich begreife! Die Frau Baronin sind mit mir unzufrieden. War ich heftig? Habe ich Tadel verdient?“

„Ja, lieber Baron“, flüsterte sie leise, indem sie sich auf seinen Arm lehnte und sich von ihm bis zu ihren Gemächern begleiten ließ; „ja, lieber Baron, Du warst recht heftig! Der gute alte Weber hatte Thränen in den Augen.“

„Es thut mir leid, wenn ich ihn gekränkt habe“, sagte der König mit mildem Ausdruck. „Sage es ihm, Elise, lasse meinen guten Engel für mich reden. Doch nun verzeihe, wenn ich Dich hier verlasse; ich habe zu

arbeiten. Aber wir gehen heute Abend zusammen ins Theater, nicht wahr?" Er nickte ihr zu, wendete sich dann hastig um und begab sich in seine Gemächer.

„Rochow soll kommen!" befahl er dem Kammerherrn du jour, welcher in dem Antichambre ihm entgegentrat. „Rochow soll kommen und sogleich!"

„Se. Excellenz sind schon im Conferenzzimmer", meldete der Kammerherr ehrfurchtsvoll. „Se. Excellenz warten auf Eure Majestät, denn es ist die Stunde des gewöhnlichen Vortrags."

„Es ist gut", sagte der König, mit dem Kopf nickend, und begab sich zuerst in sein Toilettenzimmer.

Die Kammerdiener stehen schon bereit; sie kennen schon die Gewohnheit Sr. Majestät, und sie wissen, daß er nach jeder Ausfahrt zuerst in das Toilettenzimmer kommt. Ehrfurchtsvoll, auf den stummen Wink des Königs, reicht ihm der Eine die Bürste dar. Der König fährt sich damit mit rascher, hastiger Hand durch das dünne Haar und bürstet es sich über den etwas kahlen Scheitel vornüber. Dann läßt er die Bürste zur Erde niederfallen. Der zweite Kammerdiener reicht Sr. Majestät das weiße Linnentuch und er fährt sich damit über das Angesicht, um sich den Staub der Straße abzutrocknen; nachdem es geschehen, läßt er das Tuch gleich der Bürste zur Erde

fallen, nimmt das dargereichte Fläschchen Eau de Cologne, spritzt es sich über die Kleider und wäscht darin seine Hände, pfropft es dann höchsteigenhändig zu und läßt das Fläschchen, wie die anderen Dinge, zur Erde niederfallen. Es ist das auch eine Gewohnheit Sr. Majestät, und als er hinausgegangen, lesen die Kammerdiener die gebrauchten Dinge von der Erde auf, demüthige Sklaven ihres stolzen Herrn!

Se. Majestät hat sich in sein Cabinet begeben und ruft mit seiner dünnen, etwas scharfen Stimme in das Vorzimmer hinein: „Der Minister von Rochow!"

Sogleich öffnet sich die Thür, und der Gerufene tritt ein mit seinem Portefeuille in der Hand. Er neigt sich demuthsvoll vor Sr. Majestät.

„Rochow", ruft ihm der König entgegen, indem er sich schwerfällig auf den Lehnstuhl niederwirft, der krachend unter ihm zittert, „Rochow, Sie haben mir gelobt, daß Sie mir allezeit die Wahrheit sagen wollen."

„Ja, Majestät, das habe ich gelobt, und ich werde mein Gelübde halten allezeit", erwiderte der Minister, indem er bedächtig herantrat und sich auf den Rohrstuhl, auf welchen die Hand des Königs deutete, niederließ.

„Ich mahnte Sie daran, weil ich eben die Wahrheit wieder einmal von Ihnen hören will. Sagen Sie mir, woher kommt es, daß die Leute auf den Straßen mich nicht mehr so freundlich begrüßen, wie sie es sonst gethan in den ersten Wochen meiner Regierung?"

„Thun sie das nicht, Majestät?" fragte Rochow mit leisem Achselzucken.

„Nein, sie thun es nicht", rief der König, „und wahrlich, diese Veränderung muß auffällig sein, da ich sie bemerke! Denn Sie wissen, ich bin sehr kurzsichtig, und ich kann daher nicht in den Mienen der Menschen lesen; aber ich sehe an ihren Bewegungen, an ihrer Art zu grüßen dennoch sehr wohl die Veränderung, welche mit ihnen vorgegangen ist. Sonst blieben die Leute stehen, nicht aus Neugierde, sondern aus Theilnahme und Liebe; das sah ich an der Art, wie sie mich begrüßten, an dem Hutabnehmen, an den Verbeugungen. Jetzt bleiben sie auch stehen, aber sie grüßen mich nicht mehr, sie winken nicht mehr mit ihren Mützen, die Mütter zeigen mich nicht mehr ihren Kindern! Die Militärpersonen freilich stehen kerzengerade da, wie es ihre Schuldigkeit ist, aber das Volk kümmert sich nicht mehr um mich; ich glaube sogar, sie wollen mich ärgern mit ihrem Nichtgrüßen, so scheint es mir. Woher kommt das, Rochow?"

„Eure Majestät wissen, daß die Zeit gährt und allerlei schlimme Dinge in ihr brausen und kochen", erwiderte Rochow achselzuckend. „Es gibt leider Parteien im Volke; die sonstige Einigkeit, der sonstige Friede ist gewichen, und die Sturmfluthen, welche aus dem revolutionären Frankreich herüberbrausen, haben auch auf uns ihre Wirkung geübt. Die Leute gehorchen nicht mehr willig wie sonst, sondern, wenn sie gehorchen müssen, so raisonniren sie wenigstens; die Dummen halten sich jetzt klug genug, um über Alles ein Urtheil zu haben."

„Ja, ja", sagte der König mit einem spöttischen Lächeln, „das ist die Geschichte von dem beschränkten Unterthanenverstand, mein lieber Rochow. Das Volk will Ihnen beweisen, daß Sie im Irrthum gewesen, als Sie von dem beschränkten Unterthanenverstande sprachen, und jeder Einzelne will Ihnen zeigen, daß er klug genug ist, über Alles zu reden."

„Ja, Majestät, über Alles, selbst —"

„Selbst über mich; das wollten Sie doch sagen?" fiel ihm der König rasch ins Wort. „Das ist es eben, was ich erfahren wollte. Offen und ehrlich, Rochow. Wie denkt das Volk über mich? Wie spricht man von mir?"

„Majestät", erwiderte Rochow ausweichend, „das

Volk ist ein bewegliches Ungeheuer mit vielen Köpfen, und es ist schwer zu sagen, wie das Volk denkt; denn jeder Kopf schreit und brüllt anders und äußert seine Gedanken auf andere Weise."

„Es gab eine Zeit", sagte der König nachdenklich, „eine Zeit, da schien es doch, als ob dieses Ungeheuer mit all den vielen Köpfen, wie Sie sagen, nur ein und dasselbe Wort sprach, das Wort der Liebe für mich. Warum ist es jetzt anders, Rochow? Was wirft man mir vor?"

„Soll ich Eurer Majestät offene Antwort geben?"

„Ja, Rochow, offene und ehrliche Antwort!"

„Dann erlaube ich mir, Eurer Majestät ein Gedicht zu überreichen, das in tausend und tausend Abschriften in diesen Tagen in Berlin cirkulirt, und welches die aufrichtigste Antwort ist auf die Frage Eurer Majestät."

Er nahm ein Blatt Papier aus seiner Brusttasche hervor und reichte es mit ehrfurchtsvoller Verbeugung dem König dar. Friedrich Wilhelm hielt es dicht an seine Augen und betrachtete es aufmerksam.

„Geschriebene Schrift", sagte er; „Sie wissen, meine Kurzsichtigkeit belästigt mich sehr, und es wird mir schwer, Geschriebenes zu lesen. Ich bitte, lesen Sie mir dasselbe vor, aber überschlagen Sie mir nichts.

Ich will, wie ich Ihnen sagte, die ganze Wahrheit wissen! Also lesen Sie."

„Eure Majestät befehlen", erwiderte Rochow, indem er das Blatt Papier wieder zurücknahm. „Es ist gewissermaßen eine Parodie auf das Rheinlied von Becker, welches, wie Eurer Majestät bekannt ist, so viele Sensation erregte und so sehr die Begeisterung der Patrioten erweckte, eine Parodie auf dieses an die Franzosen gerichtete Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!"

„Das ist auch eine der beliebten Phrasen, mit welchen sich die Patrioten das Herz erfreuen", sagte der König achselzuckend; „lesen Sie jetzt, lesen Sie!"

Mit fester Stimme las der Minister von Rochow:

Wir wollen ihn nicht haben
Den Herrn von Hassenpflug,
Wenn gleich die Schaar der Raben
Zum Adlernest ihn trug

Scheinheiliger Gespiele
Im frommen Knechtlingstroß
Von Rochow, Stollberg, Thiele,
Von Radowitz und Voß.

Den stets die Hohen rufen,
Den stets das Volk verschmäht,
Sei auch auf Thronesstufen
Dein Richterstuhl erhöht.

Wenngleich mit Kreuz und Bändern
Mit Schwarz und Roth dich schmückt,
Du kannst den Titel ändern,
Uns hast du nicht berückt.

So lang uns Richter schützen,
Durch Muth und Geist erhellt,
Und frei im Rathe sitzen,
Der frei sein Urtheil fällt;

So lang statt anderer Wehre
Das Lied ist unser Schild,
Gefühl für Recht und Ehre
Uns für Verfassung gilt;

Geschichte wird geschrieben
Mit unentweihter Kraft,
So lang ein Mann geblieben
Aus preuß'scher Ritterschaft;

So wollen wir nicht haben
Den Herrn von Haß und Fluch,
Den Holland, Hessen, Schwaben
Verdammt mit Einem Spruch!

Eine Pause trat ein, als der Minister seine Vorlesung beendet hatte.

Der König hatte das Haupt gesenkt und blickte nachdenklich vor sich nieder. Nur das leise Knistern des Papiers, welches Rochow wieder zusammenfaltete

und dann auf den Tisch des Königs niederlegte, unterbrach die tiefe Stille.

„Also", sagte der König nach langem Schweigen, „also immer noch diese Agitation gegen den Herrn von Haß und Fluch, wie es in dem Gedichte heißt! Weshalb? Was haben die Leute gegen diesen Mann?"

„Die öffentliche Meinung ist einmal gegen ihn", erwiderte Rochow mit fester Stimme. „Eure Majestät fragen, was die Leute gegen diesen Mann haben? Sie haben gegen ihn zunächst das, daß er, wie sie sagen, ein Heuchler, das heißt, ein Frömmler ist."

„Ach, diese Erläuterung aus Ihrem Munde klingt seltsam", sagte der König rasch. „Ein Heuchler, das heißt, ein Frömmler! Als ob das immer gleichbedeutend sei."

„Majestät, ich spreche nur im Geiste des Volkes, nach dessen Ansicht Eure Majestät die Gnade hatten, mich zu fragen. Ja, bei dem Volk ist Frömmler und Heuchler gleichbedeutend, und weil man weiß, daß Hassenpflug, wie das Volk sagt, ein Frömmler ist, so meinen sie auch in ihrem Sinne, daß er ein Heuchler sei, und darum verabscheuen sie ihn. Denn das Volk ist einmal durchaus nicht fromm gesinnt, und wenn Eure Majestät meinen, daß es in den letzten Wochen und Monaten mißgestimmt gewesen, so kommt das

eben daher, daß es in der Anstellung des Herrn Ministers Eichhorn und in der Berufung Hassenpflug's zu erkennen meint, daß die Frommen jetzt mächtig und einflußreich sein werden am Hofe ihres Königs. Das beunruhigt die Gemüther. Sie haben auch gehört, daß eine Sonntagsfeier eingeführt werden solle nach dem englischen Muster, und dies ist es zunächst — da Eure Majestät befohlen haben, daß ich die Wahrheit sage — dies ist es zunächst, was das Volk, von Berlin wenigstens, unwirsch macht."

„Ah, das Volk von Berlin!" rief der König. „Das ist freilich ein schlimmes und widerspenstiges Volk. Schon Goethe hat es erkannt und von den Berlinern gesagt, daß es ein verwegener Menschenschlag sei. Mich dünkt, er hat da ganz das richtige Wort gesagt. Ein verwegener Menschenschlag ist dieses Volk von Berlin! Nichts Großes, nichts Edles, nichts Heiliges will es anerkennen! Gegen Alles sträubt es sich, Alles möchte es zermöbeln und zerreiben, und vor nichts hat es Respect, selbst nicht vor Gott im Himmel. Darum gerade will ich, daß es den Sonntag heiligen soll, den Sonntag, welchen Gott selber eingesetzt hat, daß die Hände ruhen und die Arbeit schweigen soll; den Sonntag, welcher nicht da ist zu wilden Zerstreuungen und zur üppigen Lust, sondern zum

Ausruhen, zum gedankenvollen Insichgehen, zur Stille und zum Frieden. Wenn es deshalb ist, daß diese obstinaten Berliner mich nicht grüßen — nun wohl, so will ich gern ihrem Gruß entsagen und ihre Liebesbezeigungen entbehren. Denn das ist schon richtig, der Sonntag soll geheiligt werden, und die Läden, in welchen der Luxus seine Goldflitter auslegt oder die mit ihren Schaufenstern die üppige Lust des Gaumens reizen, sollen mir geschlossen werden. Ja, das will ich und das soll sein. Und es wird sicherlich von gutem Erfolg sein, Rochow. Die Schreier werden freilich zuerst Zeter brüllen; aber nach und nach werden die Gutgesinnten doch auch ihre Stimme erheben und werden die Anderen zum Schweigen bringen. Das Gute siegt doch immer zuletzt und gewinnt die Oberherrschaft; denn mit dem Guten ist Gott und der heilige Geist! Und ich, das kann ich mit reinem und freiem Gewissen von mir sagen: ich will nur das Gute und das Beste für mein Volk! Glaubt man das nicht von mir, Rochow?"

„Majestät", erwiderte Rochow nach einer kleinen Pause, „Majestät, die Leute meinen, daß der König in seinen edlen Vorsätzen von solchen frommen Herren, wie dieser Minister Eichhorn und dieser Herr von Hassenpflug, sehr gehindert würde."

„Die Leute, die Leute!“ rief der König ungeduldig. „Sehen Sie doch, wie dumm die Leute sind! Haben sie zum Beispiel nicht in dem Gedichte, welches Sie mir eben vorgelesen, Sie mit den Anderen als einen solchen bezeichnet, den sie auch nicht wollen? Wirft nicht diese sogenannte öffentliche Meinung Sie in Einen Topf mit Radowitz und Thiele, mit Hassenpflug und Voß; Sie, der Sie doch ein Gegner aller dieser meiner edlen und frommen Freunde sind? Denn ich muß es ja leider bekennen, daß Sie sich meinen Gegnern zugewendet haben. Sagen Sie doch, Rochow, sind Sie etwa gar ein Constitutioneller geworden, das heißt ein Freund meiner Feinde?“

„Ein Freund der Herren von Schön und Humboldt?“ fragte Herr von Rochow mit einem leisen, verächtlichen Lächeln. „Nein, Majestät, wahrlich, das bin ich nicht; und was die Constitution anbetrifft“, fuhr er mit heftigerer Stimme fort, „ja, was dieses Ungeheuer anbetrifft, so werde ich stets zu denjenigen gehören, welche bereit sind, dieselbe mit Feuer und Schwert zu bekämpfen und, wenn es sein kann, zu vernichten. In meinen Augen ist eine Constitution schlimmer noch als der schwarze Tod oder die Pest, welche einstmals in Europa wüthete, und man muß sich, um das Volk vor diesem Ungeheuer zu bewahren, aller Mittel be-

dienen. Wenn die Mittel der Milde, der Ueberredung nicht genügen, nun wohl, so greift man zu Feuer und Schwert; denn, das bekenne ich ehrlich und fest wie ein Mann, das constitutionelle Wesen ist für mich noch schlimmer und noch entsetzlicher als jede Frömmelei und jede Heuchelei."

„Bravo!" rief der König mit aufleuchtendem Angesicht. „Bravo, mein lieber Rochow! Ich danke Ihnen für Ihren mannhaften Zorn, den ich von ganzem Herzen theile. Sie sind kein Frömmler, das ist wahr, aber Sie sind ein edler und tapferer Mann; denn Sie werden, wenn es noththut, den Kampf gegen alle Rebellen und Lästerer aufnehmen, das sehe ich wol, und dafür reiche ich Ihnen meine Hand und wiederhole, ich danke Ihnen. Aber, Freund, sagen Sie mir nun doch, wenn Sie also kein Frömmler und kein gottesfürchtiger Mann sind, wie es leider den Anschein hat, und auch kein Constitutioneller, was sind Sie denn eigentlich?"

„Majestät", sagte Rochow feierlich, „ich bin ein Royalist, weil ich mit meinem Gewissen und meinem Kopfe überzeugt bin, daß die Völker nur glücklich sein können, wenn an ihrer Spitze ein hohes, mächtiges und selbstständiges Königthum steht. Ich werde also auch, so lange ich athme und bin, und so lange Eure Majestät

mir die Macht und die Mittel dazu gönnen, Alles thun, um die Krone zu erhöhen und sie immer glänzender und mächtiger aufstrahlen zu lassen über dem ganzen Volke. Dies, Majestät, ist mein Glaubensbekenntniß. Es hört sich nicht fromm an, aber es ist fromm gemeint."

„Und es ist auch fromm!" rief der König, „denn es ist in dem wahren christlichen Geiste der Demuth und des Gehorsams gegeben. Nochmals danke ich Ihnen und verspreche Ihnen zugleich, daß ich Sie halten und stützen will, weil ich Sie erkannt habe als eine Stütze des Thrones. Fürchten Sie nicht, daß Ihre Gegner und Feinde — denn Sie haben Gegner und Feinde, weil Sie ein bedeutender Mann sind — fürchten Sie nicht, daß diese mit ihren Zuflüsterungen Macht über mich gewinnen werden. Ich glaube an Sie, Rochow."

„Ich danke Eurer Majestät, und ich werde mein Leben lang Alles thun, um diesem Glauben Ehre zu machen", erwiderte Rochow, sich tief über die dargereichte Hand des Königs neigend. „Mein Leben gehört meinem König, für den ich alle meine Wünsche zusammenfasse in dem Einen Wort: Möge er geliebt werden als der Vater seines Volkes!"

„Vater!" sagte der König leise und es flog ein

wehmuthsvoller Ausdruck über sein Angesicht. „Vater, das ist ein Wort, welches niemals vor meinen Ohren erklungen ist! Gott hat nicht gewollt, daß ich Vater sei, und ich unterwerfe mich seinem Willen. Da ich nun kein Vater bin", fuhr er mit gehobener Stimme fort, „so kann ich auch nicht der Vater meines Volkes sein und ich will mich damit begnügen, sein Lehrer zu sein. Ja, ein Lehrer meines Volkes in allem Großen und Guten, das ist mein Ideal! Ich will meinem Volke die Quellen des Wissens und der Erkenntniß öffnen; das goldene Zeitalter soll für alle Geister und für alle Strebenden heraufblühen. Sie sagen, Rochow, das Volk sei unzufrieden mit mir, weil ich eine strengere Sonntagsfeier wünsche? Der Sonntag gehört aber Gott und man soll Gott geben, was Gottes ist; aber sorge ich nicht auch für die Wochentage? Habe ich es nicht vor aller Welt bewiesen, daß ich nicht blos dem Kirchlichen meine Aufmerksamkeit zuwende, sondern auch dem Volke geben möchte, was das Volk gebrauchen kann? Habe ich nicht Künstler und Gelehrte berufen; habe ich nicht, manchem Theologen zum Aergerniß, den Philosophen Schelling hierherberufen und den Dichter Tieck, den Romantiker? Sind nicht die beiden Grimms gekommen und ist nicht dem alten Arndt und dem alten Jahn Preußen auch wieder ge-

öffnet? Wie kann man mich nun beschuldigen, daß ich eine Richtung besonders begünstige? Sagen Sie, haben Sie jemals gedacht, daß ich ein Pietist wäre? Mir ist der Gedanke ganz neu und ich begreife gar nicht die Möglichkeit, das von mir zu sagen.*) Sagen Sie mir, Rochow, haben Sie auch gedacht, ich sei ein Pietist?"

„Nein, Majestät, ich habe wirklich nicht so gefrevelt", erwiderte Rochow mit einem feinen Lächeln. „Ich habe nur gefürchtet, daß, wenn Eure Majestät sich umgeben mit vielen solcher frommen Herren, daß — —"

„Daß ich angesteckt werden könne!" fiel ihm der König mit einem lauten Lachen in das Wort. „Sie halten nicht blos die Constitution, sondern auch die Frömmigkeit für eine Art Pestkrankheit, welche ansteckend ist! Beruhigen Sie sich, mein Freund, die Frömmigkeit ist keine Krankheit, sondern sie ist die Gesundheit des Geistes; was aber nun die Sonntagsfeier betrifft, so thun Sie den Berlinern, so viel es möglich ist, kund, daß ich nicht die Absicht habe, ihnen ihre Sonntagsfreude zu verringern, im Gegentheil, daß ich sie eher vermehren wolle. Ich bin ja selber gern

*) Des Königs eigene Worte.

lustig und zu jedem Scherz geneigt; nur soll man nicht an dem Tage des Herrn sich unedler Lust weihen und nicht seine Erholung auf unwürdige Weise anstreben und suchen. Ich glaube, es herrscht eine recht falsche Meinung von mir, und meine Feinde trachten darnach, diese Meinung immer gehässiger zu machen und immer weiter auszubreiten unter meinem Volke."

„Doch ich will deshalb nicht verzagen, nicht kleinmüthig werden, sondern durch Thatsachen die gehässige Meinung widerlegen. Vor allen Dingen, Rochow, habe ich beschlossen, die Presse ein wenig aus den Banden zu erlösen, mit welchen man sie umstrickt hält. Sie sind darin ein wenig zu weit gegangen, und die Instruktionen der Censoren sind wol zu streng gewesen. Man soll die Bande lockerer machen, das ist mein Wille! Instruiren Sie die Censoren, daß sie zuweilen ein Auge zudrücken, denn ein männlich wahres Wort, wenn es nicht geradezu rücksichtslos ist, soll nicht unterdrückt werden."

„Das heißt, Majestät", sagte Rochow mit finsterer Stirne, „das heißt, Eure Majestät wollen der wilden Meute den Maulkorb abnehmen, damit sie nicht blos heulen und bellen, sondern auch beißen kann."

Der König nickte. „Das Heulen und Bellen wollen wir ihr gestatten und unsere Nerven zwingen,

sich daran zu gewöhnen; wenn aber, wie Sie sagen, die Meute der liberalen Schreier beißen will, nun, dann werden wir ihr das Beißen schon abgewöhnen; dafür habe ich ja meinen lieben Herrn von Rochow, er hat eine starke Hand und einen festen Willen."

Der König stand auf und gab seinem Minister mit einem freundlichen Nicken seines Hauptes seine Entlassung. Herr von Rochow nahm sein Portefeuille wieder auf und ging hinaus, gebeugten Hauptes und schweren Herzens.

„Vorläufig bleibe ich wol auf meinem Posten", sagte er zu sich selbst, als er in seinem Wagen saß und durch die Straßen jagte, „ja, vorläufig bleibe ich wol noch auf meinem Posten; aber wer weiß wie lange; denn das erkenne ich wohl, der König ist kein zuverlässiger Mann. Er ist ein Phantast, und das ist schlimm; er greift hierhin und dorthin. Er möchte Alles thun! Er will Alles, und wird darum gerade das Gegentheil von dem erlangen, was er will oder was er zu wollen meint, weil seine Umgebung ihm zugeflüstert hat, was er wollen soll. Ja, ja, der König ist ein Phantast."

Drittes Kapitel.

Fromme Phantastereien.

Hatte er vielleicht Recht? Er würde sein Wort für bestätigt gehalten haben, wenn er als heimlicher, ungesehener Lauscher hätte in dem Cabinete des Königs bleiben und der Unterredung zuhören können, welche der König mit seinem Liebling und Vertrauten, dem General von Thiele, jetzt hatte.

Der König hatte den Freund sofort nach der Entfernung des Ministers von Rochow zu sich berufen, und er hatte ihm rückhaltlos wiederholt, was er zu Rochow gesprochen. Er hatte auch zu ihm geklagt, daß das Volk sich wider ihn wende, hatte auch zu ihm wie zu Rochow gesagt: „Begreifen Sie es, daß man mich für einen Pietisten hält?"

„Ja," erwiderte der General mit sanftem, from=

mem Ausdruck, „ja ich begreife das, und ich halte es für die höchste Ehre und die höchste Anerkennung des frommen Sinnes Eurer Majestät. Was versteht das Volk von Frömmigkeit und von wahrem Gottesglauben? Das Volk, welches in der Sünde befangen ist und noch nicht durchgedrungen ist zur Erkenntniß seiner eignen Verderbtheit; denn es sind zunächst die Freigläubigen und diejenigen, welche sich Liberale nennen, welche das Volk in seinen Irrthümern bestärken, Majestät.“

„Es ist wahr!“ nickte der König, „es sind gar arge Schreier, diese Liberalen, und ich hasse sie von Grund meines Herzens! Der Liberalismus ist eine Krankheit gerade wie Rückenmarksdarre! Die bekannten Symptome der letzteren aber sind zum Beispiel, daß der starr, convex zu Daumen und Zeigefinger hervorragende Muskel concav wird bei der Pression; zweitens, daß ein Abführungsmittel verstopft; drittens daß ein Stopfmittel abführt, und in einem späteren Stadium viertens, daß sich die Beine hoch heben, ohne gehen zu können; daher kann solch ein Kranker vor Andern und sich selbst lange Zeit als gesund gelten. So wirkt der Liberalismus auf die Seele! Der Augenschein wird geleugnet, die Erfüllung von Consequenzen als längst klar vorliegende Ursache wird als Aber-

glaube abgewiesen; der Geist der Zeit wird als grandiose Apologie dahin gestellt, wo der Herr nicht empfiehlt, sondern befiehlt, die Sünde zu bekennen; man glaubt ehrlich dem Fortschritt zu huldigen, ihn mitzumachen, und es geht ventre à terre abwärts in's Verderben. Die scheußlichsten Ausgeburten vollendeter Gottlosigkeit sind das Ringen der gesammten Menschengefühle zum Edlen, zum Licht; schwarz wird weiß, Finsterniß Licht genannt, und die Opfer, die dem sündigen, gottverfluchten Wahnsinn fallen, werden fast oder ganz vergöttert.*) So ist es gegangen zu allen Zeiten, wenn der sogenannte Liberalismus die Oberhand gewann; so ist es gegangen in der großen Revolution des vorigen Jahrhunderts, und diese Scheußlichkeit, welche man vergeblich in den Tagen der Restauration zu unterdrücken suchte, hat aufs neue in dem Jahre 1830 ihre Macht bewiesen, hat den Thron der berechtigten und legitimen Könige gestürzt und diesen sogenannten Bürgerkönig an das Ruder gebracht; aber es wird auch ihn wieder stürzen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort; denn nichts kann bleiben, was außer Gott ist, und der Liberalismus ist außer Gott."

„Ja, er ist außer Gott", sagte Thiele mit from-

---

*) Des Königs eigne Worte. Siehe Briefwechsel mit Bunsen.

mem Aufblick zum Himmel; „es gibt auch gegen den Liberalismus nur eine einzige Medicin, das ist das Zeichen des heiligen Kreuzes an Brust und Stirne. Darum, Majestät, muß es ja Ihr heiliges Bestreben sein, Ihrem ganzen Volke dieses heilige Zeichen an Brust und Stirne zu geben, damit es gesichert sei gegen die bösen Einflüsse des Teufels. Der Teufel geht um, daran ist nicht mehr zu zweifeln; er zeigt sich allerorten und nimmt allerorten eine verschiedene Gestalt an, um die Menschen zu berücken. Heute nennt er sich Liberalismus, morgen nennt er sich Wissenschaft und Philosophie. Er schmeichelt heute den thörichten Menschen mit süßen Melodien, zeigt ihnen morgen mit glänzenden Farben das Paradies des Genusses und verlockt sie aus der Kirche in die unselige Halle der Unkirche, das heißt der weltlichen Lust! Er treibt überall seine berückenden Künste und leert die Kirchen, um die Tanzsäle zu füllen. Ja, Majestät, der Teufel geht umher, die Guten zu verführen und die Bösen mächtig zu machen! Ich, der ich hier vor Eurer Majestät stehe, ich habe ihn gestern selber gesehen."

„Wie?" fragte der König mit einem leisen Lächeln, „Sie haben den Teufel gesehen?"

„Ich habe ihn gesehen!" erwiderte der General von Thiele leise. „Er hat sich mir gezeigt in seiner

ganzen grandiosen Gestalt und ich bin zur Erde niedergestürzt vor Entsetzen und habe meine Brust zerfleischt mit meinen Nägeln."

„Ich verstehe Sie nicht", sagte der König erstaunt; „Sie reden in Gleichnissen, deren Sinn ich nicht begreife."

„Ich rede nicht in Gleichnissen, sondern in Wahrheit", erwiderte der General von Thiele feierlich; „es ist die Wahrheit! Ich habe den Teufel gesehen in seiner göttlich höllischen Nachtgestalt."

„Wo denn?" fragte der König fast erschrocken mit einem zweifelnden Blick auf das begeisterte Angesicht des Freundes.

„Wo, Majestät?" flüsterte General von Thiele geheimnißvoll. „Ich habe ihn gesehen bei meinem edlen und würdigen Freunde Hassenpflug! Er versteht es, Geister zu citiren; er versteht es, von den Mysterien der sonst unsichtbaren Welt den Schleier zu lüften und uns schauen zu lassen, was dahinter ist: die Geisterwelt. O, Majestät, welch ein erhabener, bedeutender, großer Mann ist dieser Hassenpflug, und wie danke ich Gott, daß Eure Majestät ihn berufen und ihm Macht gegeben haben, zu allem Guten und Schönen hier zu wirken. Ja, ihm thut sich die Geisterwelt auf und er hat die Macht, auch Anderen die

Augen zu öffnen. Er hat sie mir geöffnet und ich sage Eurer Majestät, ich habe den Teufel gesehen und ich werde ihn wieder erkennen in den Gesichtern Aller, die er auserkoren hat zu den Seinen und die er gezeichnet hat mit dem Zeichen, welches nur dem Eingeweihten und dem Erkennenden sichtbar ist. Der große und kluge Mann, dem ich dieses Mysterium verdanke, wird gerade deshalb natürlich von dem Teufel und seinen Dienern verfolgt! Sie schreien wider ihn und möchten ihn als einen Unheiligen darstellen, gerade weil er ein Heiliger ist! Aber ihn macht es nicht irre, und auch mich wird es fortan nicht irre machen! Je mehr die Welt gegen uns schreit, desto mehr erkennen wir, daß der Teufel uns verfolgt; denn er spricht aus den Schreiern, und darum beschwöre ich Eure Majestät: horchen Sie nicht auf die Stimmen dieser Schreier, sondern wollen Sie die Gnade haben, zu erkennen, daß es der Teufel ist, der wider uns ist! Der Teufel auch, welcher den edlen und guten und einsichtsvollen Hassenpflug verfolgt, den doch Eure Majestät durch die Gnade Gottes hierher gerufen haben."

„Ich habe Hassenpflug berufen und ich werde ihn schützen, und alle Anfeindungen seiner Person werden nichts über mich vermögen, das verspreche ich Ihnen",

sagte der König mit fester Stimme, indem er dem Freunde die Hand darreichte. „Aber nun, lieber Thiele, sagen Sie im Ernst: sprechen Sie ohne Metaphern? Sie behaupten, daß Sie den Teufel gesehen haben; Hassenpflug hat Ihnen denselben gezeigt? Es ist also wahr, was Sie mir erzählten, er versteht es, Geister zu citiren?"

„Ja, Majestät, er versteht es", erwiderte der General von Thiele feierlich; „er hat mich den Teufel sehen lassen, er hat den Geist der Unterwelt und der Finsterniß beschworen mit seinem mächtigen Ruf, zu erscheinen und sich uns zu zeigen und zu uns zu reden. Oh, Majestät, er hat auch andere Geister citirt, und sie sind gekommen und sie haben uns Rede gestanden."

Es flog ein leises Lächeln über das Angesicht des Königs hin, aber er unterdrückte es schnell. „Sie glauben daran?" fragte er.

„Ja, ich glaube daran, Majestät."

„Nun so sagen Sie, wie sah denn der Teufel aus und welche Gestalt hatten denn die anderen citirten Geister?"

„Es gibt keine Worte dafür, Majestät; man muß schauen, was unaussprechlich und keiner Schilderung möglich ist. Man muß diese furchtbaren, das

Herz bewegenden Stimmen der abgeschiedenen Geister hören, welche aus Nebel und Wolken zu uns sprechen in seltsamen Redeweisen. Ich beschwöre Eure Majestät, daß Sie das thun, daß Sie Hassenpflug hierher berufen."

„Nein", unterbrach ihn der König mit einer abwehrenden Bewegung seiner Hand, „nein, mein lieber Thiele! Die Welt würde wieder davon erfahren und es würde ein Zetergeschrei durch alle Lande gehen: der König von Preußen hat mit dem Teufel eine Unterhaltung gehabt und beredet sich mit abgeschiedenen Geistern. Nein, nein, es ist genug, wenn Sie mit Hassenpflug die Geisterwelt besuchen und mir davon erzählen! Ich meinestheils habe mit den weltlichen Dingen noch genug zu schaffen und mit den christlichen zu allermeist! Aber darin sollen Sie mir helfen und mir beistehen; sollen mir helfen das Gute zu fördern und den Teufel zu erkennen, da Sie doch nun seine nähere Bekanntschaft gemacht haben."

„Ja", murmelte der General von Thiele und ein Schauder durchbebte seine ganze Gestalt, „ja, ich habe ihn gesehen, und noch zittert mein Herz bei der Erinnerung an diese furchtbare Erhabenheit, die mich auf die Kniee geworfen, die mich ihm zu eigen gegeben hätte, wenn Gott in dieser Stunde der Versuchung

mir nicht nahe gewesen und sein rettender Engel nicht bei mir gestanden hätte, daß meine Lippen Worte flüsterten, womit sie den Teufel bannten."

„Seltsam, seltsam!" sagte der König, indem er langsam, die Hände auf den Rücken gefaltet, auf und nieder ging. „Sagen Sie mir, Thiele, Sie waren ganz allein mit Hassenpflug, als er Sie den Teufel sehen ließ? Er hatte wol vorher einige Manipulationen mit Ihnen gemacht, hatte Ihnen die Schläfen eingerieben mit irgend einer betäubenden Essenz unter dem Vorwande, Sie zu stärken für das Ungeheuere, das Sie sehen sollten. Nicht wahr, so geschah es?"

„Nein, Majestät", erwiderte Thiele ruhig, „ich erkenne wol die Bedeutung ihrer Frage. Also geschah es in früheren Zeiten, als Cagliostro den Teufel zeigte und die Menschen bethörte. Nein, nichts von alledem geschah mit mir. Ich war ruhig, ohne Aufregung, gefaßt auf Alles, und um mein Blut niederzuschlagen und mich ganz ruhig zu machen, trank ich vorher ein Glas Wasser."

„Das Ihnen Hassenpflug reichte?" fragte der König rasch.

„Ich bitte um Vergebung, Majestät; aber ich selber, eben um jedwede Täuschung unmöglich zu machen, holte mir das Glas Wasser von dem Brunnen im Hofe."

„Sie waren allein mit Hassenpflug bei Ihrer Teufel-Erscheinung?“

„Nein, Majestät, auch das nicht. Mein verehrter und würdiger Freund der Oberst von Gerlach, wohnte dem feierlichen Actus bei, und außerdem noch ein anderer Herr, welcher sonst in seinen politischen Meinungen weit von uns getrennt ist und der nur den einen Glauben mit uns theilt, den Glauben an die mögliche Erscheinung der Geister. Dieser Andere, dieser politische Gegner war der General von Pfuel.“

„Wie“, rief der König, „der alte pensionirte General, von dem man mir sagt, daß er zu den Liberalen, ja sogar zu den politischen Schreiern gehört?“

„Ja, derselbe, Majestät. Wir ließen ihn der Teufelsbeschwörung beiwohnen, gerade um seiner liberalen, uns entgegenstehenden Gesinnung wegen. Wenn selbst unsere Feinde für uns Zeugniß ablegen müssen, so fördert das unsere Sache besser, als alle Zeugnisse unserer Freunde.“

„Da haben Sie freilich Recht“, sagte der König. „Und auch der General Pfuel hat den Teufel gesehen?“

„Er hat ihn gesehen, und hat gethan, was ich kraft meines Gebetes nicht that. Er ist auf seine Kniee niedergestürzt, hat die Hände gefaltet und hat geschrien:

Ich bete dich an, denn du bist ein gefallener Engel! Ich sehe an deiner Majestät, daß du bei Gott warst und von Gott stammest."*)

„Das ist ungeheuer, das ist wunderbar!" rief der König, in heftiger Aufregung wieder auf und nieder gehend; dann blieb er vor dem General stehen und reichte ihm die Hand dar. „Mein Freund", sagte er mit sanfter, fast bittender Stimme, „mein Freund, ich habe um Vergebung zu bitten. Ich gestehe Ihnen jetzt, ich zweifelte an Ihren Worten. Ich dachte mir, man habe meinen edlen Freund vielleicht mit phantastischen Schilderungen, vielleicht gar mit Medicamenten umnebelt und er habe in seiner Aufregung gesehen, was nicht gewesen. Doch jetzt erkenne ich meinen Irrthum. Ich weiß, daß nur Worte der Wahrheit von Ihren Lippen kommen, und da Sie mir wiederholen, was dieser ungläubige Thomas, dieser General von Pfuel gesagt, so muß ich bekennen, daß Sie in Allem die Wahrheit gesprochen. Ich bitte also um Vergebung, und gestehe Ihnen, mir zittert das Herz vor Aufregung und vor Bewegung."

„Und wollen Eure Majestät nun vielleicht einwilli-

---

*) Der General von Pfuel selber hat mir diese kleine Scene geschildert. Die Verfasserin.

gen, selber zu schauen?“ fragte der General, sich demüthig verneigend.

„Nein, nein, mein Freund, es bleibt dabei, ich will und ich darf das nicht thun; es würde doch bekannt werden. Man würde Zeter schreien und die Ungläubigen würden mich verhöhnen und verspotten.“

„Der Spott und Hohn der Ungläubigen ist Ruhm und Ehre vor den Gläubigen“, erwiderte der General; „doch begreife ich, daß Eure Majestät noch zögern, und ich wage nicht mehr, in Sie zu dringen.“

„Ich bitte Sie, schweigen Sie darüber“, erwiderte der König, ihm freundlich zunickend. „Ich thäte vielleicht gern, was ich mir aus Vernunft versagen muß. Aber erzählen müssen Sie mir recht oft von diesen Dingen und mir wiederholen, was Sie erlebt, gesehen und gehört. Hassenpflug, das verspreche ich Ihnen aber, bleibt, wie auch die Ungläubigen gegen ihn schreien und die Liberalen Zeter brüllen mögen! Er bleibt, und ich hoffe, er wird mit Ihnen wirken und schaffen, damit sich immer mehr der Glaube ausbreite und das Volk immer mehr abgeleitet werde von den Pfaden des Unglaubens und hingeführt werde auf die heiligen Pfade der Erkenntniß! Wir zum mindesten wollen Alles dazu thun und das Gute fördern, so viel in unseren Kräften steht, mit allen Mitteln und allen

Wegen. Das Kreuz muß aufgerichtet werden über der Welt; das Kreuz muß auf Erden stehen, so glänzend und so strahlend, wie es aufgerichtet ist dort im Süden, wo der Heiland wandelte und wo es so hell am Himmel strahlt, eine Leuchte denen, welche es auf wogender See in finsterer Nacht schauen und gläubig ihr Herz davor neigen. So soll das Kreuz auch auf Erden stehen, eine Leuchte aller Menschheit! Denn wir Alle, die wir leben und sind, würden auf schwankendem Boot in der wilden See des Zufalls hin und hertreiben, wenn nicht das Kreuz uns strahlte und uns die richtigen Wege zeigte! Dies, Freund, dies ist mein Ideal, daß ich mein Volk hinführen will zu Christus, daß ich das Kreuz aufrichten und mein Volk fromm und gut auf seinen Knieen sehen will in Begeisterung und Frömmigkeit und richtiger Erkenntniß an diesem Kreuze des Herrn. Und ich wiederhole es Ihnen: Alles, was ich vermag, soll dazu geschehen, daß Ein Hirt und Eine Heerde sei. Die Ausbreitung des Christenthums liegt mir vor allen Dingen am Herzen, und Missionäre wollen wir ausschicken unter die Heiden, daß sie ihnen die göttliche Lehre künden und ihre Seele erlösen von dem Bösen und von dem Uebel!"

„Gesegnet sei mein frommer und großer König

für diese Treue, die er dem Herrn beweiset, für diese Güte, die er seinem Volke gönnet, so wenig es derselben würdig ist", sagte Thiele, mit gefalteten Händen zum Himmel aufschauend.

„Noch wandelt es in Finsterniß", rief der König begeistert, „aber das Licht wird über ihm aufleuchten, und ich sage, wie unser Herr und Heiland gesagt hat: „Ueber den Verlornen, welcher zurückgekehrt, wird mehr Freude im Himmel sein, als über zehn Gerechte und Gute." So denke ich, mein Volk wird auch zurückkehren zu seinem Herrn, wenn wir es nur rufen mit rechter Liebe und mit rechter Treue, und daran will ich es wahrlich nicht fehlen lassen, ein gutes Beispiel meinem Volke zu geben. Dies ist mein heiligstes Wollen und Wünschen, von dem mich nichts zurückhalten soll; auch nicht die Furcht, mein Freund", fuhr er mit einem sanften Lächeln fort, „auch nicht die Furcht, für einen Pietisten gehalten zu werden! Ich will Ihnen davon gleich einen Beweis geben; ich habe viel über unser gestriges Gespräch nachgedacht in Bezug auf den Orient und auf die heiligen Stätten, wo der Erlöser einst gewandelt und wo er gelitten und geduldet hat. Daß diese Stätten in den Händen der Ungläubigen sind, ist wirklich, wie Sie sagen, ein Verbrechen, welches die christlichen Mächte begangen oder

zum mindesten geduldet haben. Ich begreife ganz die heiligen Beweggründe, welche in den frommen Zeiten des Mittelalters Könige und Völker antrieben zu den Kreuzzügen, um die Stätten wieder zu gewinnen, die durch den Fuß des Gottessohnes geheiligt waren. Und Sie haben auch darin Recht, mein Freund, es scheint, als wenn jetzt der günstige Moment gekommen wäre, daß die ganze Christenheit an dem Besitze des Heiligen Grabes theilnehme. Dies war, das will ich Ihnen jetzt gestehen, mein heimlicher und verschwiegener Wunsch während dieser ganzen Unterhandlung mit der Türkei, die ich im Einverständniß mit England, Rußland und Oesterreich geführt. Ich suchte die Mächte zu bewegen, daß sie dem Sultan Beistand gewähren sollten, gegen den übermüthigen egyptischen Vasallen, der seinen Thron wankend gemacht. Ich darf wol sagen, daß ich Vieles dazu beigetragen, um diesen wankenden Thron wieder zu befestigen; denn ohne mein Zureden bei Rußland und Oesterreich wäre wol diese Convention nicht zu Stande gekommen, welche dem türkischen Sultan den Besitz von Syrien wieder verschaffte und den übermüthigen Vasallen von Egypten, den Mehemed Ali, in die Grenzen des Vasallenthums zurückdrängte. Ich that es zumeist, weil ich eine Erneuerung der großen Allianz erhoffte, welche

die Macht des revolutionären und imperialistischen Frankreich einmal schon erdrückte und es hoffentlich auch zum zweitenmale thun wird. Indem wir Mehemed Ali, welcher ein Bundesgenosse und Schützling Frankreichs war, jetzt zurückwiesen und seine Macht brachen, haben wir auch dem revolutionären Frankreich, welches die Legitimität im Jahre 1830 zum zweitenmale gestürzt hat, eine Drohung in das freche Antlitz geschleudert, eine Drohung, die es hoffentlich begreifen und verstehen wird. Und nun, denke ich, sind wir des Lohnes werth für das, was wir gethan, wir, England und Preußen. Dieser Lohn aber, so hoffe ich, soll darin bestehen, daß man auch uns einen Antheil an den heiligen Stätten von Jerusalem gewährt und daß nicht blos die griechische und lateinische Kirche, die überdies in ewigem Hader begriffen sind, sich betrachten dürfen als die Hüter des Grabes, sondern daß auch die anglicanische und die protestantische Kirche Theil daran haben kann."

„Heil sei meinem Könige! Heil für diesen großen herrlichen Gedanken!" rief der General von Thiele mit begeistertem Ausdruck. „Das war es, was ich erhoffte, das war es, was ich ersehnte von dem hohen und edlen Geiste meines Königs! Ich danke Ihnen auf meinen Knien im Namen der ganzen protestanti=

schen Christenheit, im Namen der ganzen Kirche, ich danke Ihnen!"

Und in seiner begeisterten Erregung warf sich der General vor dem Könige auf die Kniee nieder und hob die gefalteten Hände mit frommem Ausdruck zu ihm empor.

Der König neigte sich zu ihm nieder und bat ihn mit sanften Worten, sich zu erheben, zog ihn in seine Arme und küßte ihn innig.

„Wahrlich, ich danke Ihnen, Freund, denn nun habe ich schon im voraus meinen Lohn dafür. Ihr begeistertes Angesicht, Ihre strahlenden Augen, sind mein bester und schönster Lohn; denn Sie sind für mich der Repräsentant der Frömmigkeit und der Güte Nun bitte ich Sie, Freund, schreiben Sie in meinem Namen an Bunsen, er soll zu mir kommen; ich will ihn nach England schicken, um mit der Regierung der guten Königin Victoria zu verhandeln über diese Sache. Wir wollen gemeinsam, als Lohn für die Dienste, welche wir der Türkei geleistet, fordern, daß man uns Concessionen mache, und daß man von nun an die protestantische und anglicanische Kirche als ebenbürtig im Orient ansehe und uns auch Theil haben lasse an dem Besitze der heiligen Stätten. Wir wollen dort gleich der katholischen und lateinischen Confession

unseren Bischof haben und einsetzen, den wir, England und ich, gemeinschaftlich besolden; wir wollen ein preußisch-englisches Bisthum in Jerusalem begründen, damit es klar werde vor aller Welt und klar auch vor den Augen der Ungläubigen, daß wir gleichberechtigt sind mit Jenen und in gleichem frommen und christlichen Drängen unser Scherflein gläubig und beglückt niederlegen wollen auf den heiligsten aller Altäre, welcher über dem Grabe des Erlösers aufgerichtet ist. Bunsen soll nach England gehen, um diese Verhandlungen zu sichern, und Sie bitte ich, ihn in meinem Namen zu mir zu berufen. Schreiben Sie an ihn so bald als möglich."

„Heute gleich, Majestät, soll es geschehen", erwiderte der General von Thiele mit freudigem Angesicht.

„Nun, wenn es auch erst morgen ist", sagte der König ihm freundlich zunickend. „Heute möchte ich Ihre Gesellschaft nicht entbehren, und ich bitte Sie, daß Sie uns in die Aufführung der „Athalia" begleiten."

„Ich bitte Eure Majestät ehrerbietigst, mich davon zu entbinden", erwiderte der General, sich ehrfurchtsvoll verneigend. „Das Gute, das man thun kann, darf man auch nicht einen Moment aufschieben, und

mich dünkt, ich hätte in der Welt nichts Edleres und Besseres zu thun, als sogleich dem Befehl Eurer Majestät zu genügen und an den Herrn von Bunsen zu schreiben. Was nun aber die Aufführung der „Athalia“ anbetrifft, welcher Eure Majestät beiwohnen wollen, so möchte ich mir in aller Ehrfurcht erlauben, meinen König zu bitten, er möchte heute nicht hingehen.“

„Sie meinen, weil heute Sonntag ist?“ fragte der König rasch, „und weil ich gewissermaßen meinem Volke ein böses Beispiel gebe, wenn ich am Sonntag ins Schauspiel gehe? Aber mein Freund, obwol ich die Sonntagsfeier verschärfen will, thue ich es gerade, um dadurch dem Volke zu beweisen, daß ich nicht zu den Duckmäusern gehöre, welche meinen, man müsse am Sonntag mit gefalteten Händen dasitzen und man dürfe sich kein Vergnügen und keine Zerstreuung gönnen! Darum habe ich gerade an einem Sonntage die erste Aufführung der „Athalia“ festgesetzt, um dem Volke zu zeigen, daß ich den Sonntag, nachdem ich am Vormittag dem Herrn gedient habe, recht geeignet halte für eine Zerstreuung, nur daß diese edel und sinnig sein muß. In diesem Sinne wollte ich Sie auch auffordern, mich zu begleiten.“

„Und dennoch möchte ich Eure Majestät bitten, heute der Aufführung fernzubleiben“, erwiderte Herr

von Thiele leise. „Nicht, weil ich mir erlauben wollte, den edlen Absichten, welche Eure Majestät damit verbinden, entgegenzutreten, sondern — ich bitte um Vergebung, wenn auch ich von dem Geschwätz des Tages berichten muß — sondern, weil man mir gesagt hat, daß die Feinde Eurer Majestät, welche zugleich die Feinde alles Edlen und Guten sind, den heutigen Abend zu einer Demonstration ausbeuten möchten."

„Wie denn, zu einer Demonstration?" fragte der König erstaunt.

„In dem Sinne, daß man das Widerstreben des Publikums gegen fromme und heilige Poesie in lauten und deutlichen Zeichen kundthäte."

„Sie meinen, man könnte die „Athalia" wie irgend ein anderes weltliches Schauspiel auspfeifen und auszischen?" fragte der König hastig.

„Man hat mir gesagt, daß dies die Absicht der sogenannten Liberalen sei", erwiderte der General. „Es ist in den letzten Tagen, wie ich mit Bestimmtheit erfahren habe, in allen Kaffeehäusern, ja in allen Gassen nur von der Aufführung der „Athalia" die Rede gewesen. Man hat überall dagegen gesprochen, man hat Emissäre in die Bierhäuser und Kneipen gesendet, um dem Volke zu sagen, dieses fromme Stück werde auf besonderen Wunsch des

Königs gegeben, und die Pfaffen und Frömmler, wie die Leute alle Gläubigen nennen, wollten nun sogar auch das Schauspielhaus in eine Kirche verwandeln. Man hat auf künstliche Weise die Leute gegen das Stück aufgehetzt, von dem sie sonst nichts wußten, und man wird gewiß heute Abend eine Demonstration machen. Deshalb möchte ich Eure Majestät beschwören —"

„Nein, nein", unterbrach ihn der König hastig, „mich kann das nicht schrecken und nicht hindern! Doch vielleicht wird es der Königin unangenehm sein, und ihr möchte ich eine solche Scene gern ersparen. Ich bitte Sie daher, lieber Thiele, begeben Sie sich zu der Königin und suchen Sie dieselbe auf feine Weise zu bereden, daß sie heute nicht in das Schauspiel gehe. Aber sagen Sie ihr nicht, daß ich Sie dazu animirt habe, sie würde sonst meinen, daß ich ihre Begleitung nicht wünsche. Erzählen Sie ihr, was man Ihnen gesagt, und bitten Sie Ihre Majestät, lieber zu Hause zu bleiben. Am besten ist, Sie stellen es Elisen vor, wie es ihrem frommen Sinne gemäß ist; Sie sagen ihr, daß ich in das Theater ginge, gerade um dem Volke zu beweisen, daß es nichts von der strengen Sonntagsfeier zu fürchten habe. Sie sagen der Königin dann, daß Sie, General, mich nicht

begleiten wollen, weil Sie den Sonntag heiligen. Vielleicht sagt dies dem frommen Sinne der Königin zu, und sie wünscht auch fern zu bleiben. Versuchen Sie es, mein lieber General."

Er nickte ihm freundlich zu und reichte ihm zum Abschied seine Hand dar.

Viertes Kapitel.

Die Warnung.

Als die Thür sich hinter dem General geschlossen, ging der König gedankenvoll und sinnend noch einige Male in seinem Cabinet auf und ab. Dann nach einer Pause blieb er stehen.

„Ja", sagte er, „er soll es sein. Einen Bischof wollen wir uns ernennen in Jerusalem, und wenn er dort an den heiligen Stätten den Altar der evangelischen Kirche aufgerichtet hat, dann wird es mich bedünken, daß ich mir selber in frommer Demuth das Heil bereitet habe. Ich will doch lieber selbst an die Königin schreiben."

Er trat hastig zu seinem Schreibtisch heran und ließ sich auf den Sessel vor demselben nieder. Da fiel sein Blick auf ein großes versiegeltes Schreiben,

das dort auf dem Papier auf seiner Schreibmappe lag. Er nahm es hastig und betrachtete die Aufschrift.

„Die Handschrift ist mir unbekannt“, sagte er leise vor sich hin, indem er das Siegel brach und das zusammengefaltete Papier aus dem Umschlag hervorzog und auseinanderschlug. Hastig überflog er es mit den Blicken, das Papier dicht vor seine Augen haltend. Dann, gleichsam als wolle er auch durch das Gehör sich vergewissern, daß sein Auge richtig gelesen, begann er laut zu wiederholen:

„Weil ich als Ihr ergebenster Diener, Ihr treuester Unterthan Sie liebe und bewundere, mein König, wage ich es Ihnen zu schreiben. Es ist nicht Hochmuth und auch nicht Opposition, die mir die Feder in die Hand geben: es ist reine Liebe für Eure Majestät, es ist das Erkennen Ihres großen und schönen Selbst, das mich drängt, Eurer Majestät zu schreiben und zu Ihnen zu flehen: halten Sie an, mein König! Schreiten Sie nicht weiter fort auf dem Wege, den Sie eingeschlagen und auf welchen Sie die Heuchler und Frömmler geführt. Ja, Majestät, die Heuchler und Frömmler, welche die edle, begeisterte Stimmung des besten und großherzigsten Königs benutzen möchten, nicht, um den Herrn zu dienen, sondern um sich selbst

zu dienen und sich Macht und Ansehen zu verschaffen Halten Sie an mein König, und schauen Sie um sich! Schauen Sie mit dem Blicke der Erkenntniß auf die Gesichter dieser frommen Leute, die im Begriffe sind, Ihnen die Liebe Ihres Volkes zu entziehen. Das Volk betet Sie an, das Volk war in begeisterter Liebe Ihnen unterthänig und neigte sich vor Ihnen mit bewunderndem Entzücken. Was hat es gemacht, daß das Volk mürrisch beiseite tritt, wenn der König vor ihm erscheint; was hat es gemacht, daß alle diese Begeisterung verblaßt ist, daß es mürrisch bleibt, wenn der König naht? Die Frömmlinge und die Finsterlinge tragen die Schuld daran zum Schaden meines geliebten Königs! Der König läuft Gefahr, die Liebe seines Volkes zu verlieren, wenn er nicht jetzt noch die Finsterlinge und die Frömmler von seiner Seite verstößt und damit seinem Volke beweist, daß er es liebt! O, mein König und Herr, haben Sie Erbarmen mit sich selbst und Ihrem Volke; verjagen Sie die Finsterlinge und lassen Sie es hell werden in den Herzen, in den Köpfen und den Gemüthern. Es heißt ja nicht blos Gott dienen, wenn man die Hände faltet zu frommem Gebet und Opfer niederlegt auf den heiligen Altären: es heißt auch Gott dienen mit heiligen Worten, wenn man Erkenntniß und Wahrheit über

alle Welt aufleuchten läßt. Die Wissenschaft soll frei sein. Das Wort soll frei sein, nicht blos für die Gläubigen und die Frommen, sondern auch für die Ungläubigen. Majestät, ich wage es, das Wort des größten deutschen Dichters, von dem ich weiß, daß auch Sie ihn verehren, Ihnen zuzurufen, dieses Wort: „Wer Kunst und Wissenschaft liebt, der hat Religion; wer aber beides nicht liebt, der hat keine Religion.“ Oeffnen Sie also, mein König und Herr, nicht blos die Hallen der Kirche, sondern auch die heiligen Hallen der Wissenschaft und Kunst ihrem Volke; dann hat es Religion, dann wird es beten für seinen König und wird fromm sein und heilig im Wesen und heiligen Sinn. Dies ist mein Gebet, dies ist mein Flehen. Möge es nicht unerhört verhallen vor den Ohren meines geliebtesten Königs.“

Der König betrachtete, nachdem er es zweimal gelesen, das Papier von allen Seiten. Er prüfte die Handschrift und wiederholte sich einige Zeilen, die ihm besonders gefallen hatten.

„Das ist gut geschrieben“, sagte er leise vor sich hin, „gut geschrieben und gut gemeint. Es spricht aus diesen Zeilen ein Herz, das, wie es mir scheint, mich wirklich liebt. Ich möchte wissen, wer das geschrieben hat!“

Er drückte auf die silberne Klingel, welche neben ihm stand. Die Thür des Antichambre öffnete sich sofort und der alte Kammerdiener trat ein.

„Weißt Du, wer diesen Brief hierhergelegt hat?" fragte der König hastig.

„Ja", erwiderte der Kammerdiener, sich demuthsvoll verneigend, „ja, Majestät! Ich habe es selber gethan."

„Wie, Du?" fragte der König. „Du wagtest das, obwol Du weißt, daß alle Briefe mir nur durch den geheimen Cabinets-Secretär übergeben werden dürfen?"

„Ja, Majestät, ich wagte es", erwiderte der Alte ruhig. „Ich wagte es aus Liebe für Eure Majestät, denn man hatte mir gesagt, daß dieses Schreiben für das Wohlergehen Eurer Majestät sehr wichtig sei."

„Wer hatte es Dir gesagt?" fragte der König hastig.

„Das weiß ich nicht", erwiderte der Alte achselzuckend. „Ich erhielt den Brief mit der Stadtpost. Dabei war ein Schreiben an mich, welches es mir zur heiligen Pflicht machte, den Brief so zu übergeben, daß Eure Majestät ihn selbst lesen würden."

„Und Du weißt nicht, von wem das Schreiben ist?"

„Nein, Majestät.“

„Das heißt, Du willst es mir nicht sagen, Du verheimlichst mir etwas! Du weißt sehr gut, wer Dir den Brief übergeben hat! Das ist wieder eine Intrigue meiner Feinde, und sie benützen sogar meine eigenen Diener dazu.“

„Ich bitte um Vergebung, Majestät“, sagte der alte Diener mit flehendem Ausdruck! „Eure Majestät wissen wol, daß ich treu bin und ehrlich! Ich bitte um die Gnade, daß ich den Brief holen darf, mit welchem ich das Schreiben erhalten habe.“

„Hole ihn sogleich“, befahl der König.

Während der alte Kammerdiener hinausgegangen war, nahm Friedrich Wilhelm das Schreiben wieder zur Hand, las es noch einmal und wiederholte sich laut einige Phrasen aus demselben. Dann, als der Kammerdiener zurückkam, nahm er hastig das Papier, welches dieser ihm darreichte, und überlas es aufmerksam; hierauf gab er es dem Alten wieder zurück und nickte ihm freundlich zu:

„Du hast mir die Wahrheit gesagt, das freut mich. Doch ich möchte um Alles gern wissen, von wem jenes Schreiben dort gekommen ist. Suche es zu erforschen! Ich gebe zweihundert Friedrichsd'or darum, wenn Du

mir den Schreiber nachweisen kannst *); ja, zweihundert Friedrichs'dor, wenn ich den Schreiber dieser Zeilen erfahren kann. Gib Dir Mühe, Alter; ich sage Dir, gib Dir Mühe und fürchte nichts. Ich will jenem Manne nicht schaden, im Gegentheil, ich möchte ihm meinen Dank sagen; denn er hat gute Worte geschrieben, Worte, die aus dem Herzen kommen, und für die bin ich allzeit dankbar. Nun, Elisabeth", unterbrach sich der König, als die Thür sich öffnete und die Königin jetzt hereintrat, „nun, Elisabeth? Es ist wol Zeit, daß wir ins Theater gehen, Du kommst wol, um mich abzuholen?"

„Nein, liebster Baron", sagte die Königin mit einem sanften Lächeln, „nein, liebster Baron, ich komme mit einer Bitte."

„Nun? die ist?" fragte der König freundlich.

Sie legte sanft ihre Hand auf seine Schulter und neigte ihr Haupt dicht an das seine.

„Ich möchte Dich bitten, theuerster Freund, daß Du mir heute ein Opfer brächtest und nicht in das Theater gingest."

„Nicht in das Theater?" sagte der König mit einem leisen Neigen seines Hauptes und einem müh-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Varnhagen „Tagebücher", Th. I.

sam unterdrückten spöttischen Lächeln. „Und wenn es erlaubt ist, zu fragen: weshalb möchten wir heute nicht in das Theater gehen?“

„Nun“, sagte die Königin ein wenig verwirrt, „ich habe doch einige Scrupel. Mich dünkt, der König müßte in allen Dingen seinem Volke mit einem guten Beispiel vorangehen, und da mein König und Herr der Meinung ist, daß man den Sonntag heiligen und nicht mit weltlichen Lustbarkeiten entweihen soll, so müßte der König auch heute nicht in das Theater gehen!“

„Theuerste Elise“, sagte der König, sanft ihre Wangen streichelnd, „wie gut bist Du und wie sehr bedacht jede Wolke zu verscheuchen, die etwa an meinem Horizont sich zeigen könnte. Aber Geliebteste, Du darfst mich nicht mißverstehen. Ich bin nicht der Meinung, daß jedes Vergnügen dem Sonntag fernbleiben müsse. Im Gegentheil, wenn man am Morgen Gott gedient hat, glaube ich, darf man auch am Abend der Kunst dienen, wenn sie sich in edler und keuscher Form, wie dies in der „Athalia“ der Fall ist, darstellt. Es heißt auch Gott dienen, wenn man sein Herz erhebt und sich von edler Poesie und Kunst hinreißen läßt. Doch, theuerste Freundin, wir wollen ganz ehrlich und offen mit einander reden. Es ist nicht deshalb, weil heute

Sonntag ist, daß meine theure Elisabeth mich vom Theater fernhalten möchte, sondern — soll ich meine Rede fortsetzen oder versteht meine theure Elise mich ohne Worte?"

„Nun ja denn, ich verstehe Dich", sagte die Königin mit einem freundlichen Neigen ihres Hauptes.

„Sondern, wolltest Du sagen, weil ich erfahren, daß man heute im Theater Dir vielleicht ärgerliche Scenen veranlassen wird", sagte der König. „Nun ja, theuerste Elisabeth, einige Schreier und Rebellen haben vielleicht die Absicht, mir ein Aergerniß zu bereiten; aber ich will ihnen gerade durch mein Kommen beweisen, daß ich mich durch dergleichen alberne Demonstrationen nicht schrecken lasse. Doch gestehe ich Dir ehrlich, ich wünschte, daß Du zu Hause bliebest, denn ich möchte nicht Dein edles Angesicht auch nur von einem Atom der Staubwolke, welche diese Schreier aufwühlen, verdüstert sehen."

„Nein, wenn mein geliebter Baron geht, so gehe auch ich", sagte die Königin. „Wir Beide bleiben heute zusammen, so haben wir es mit einander ausgemacht, und wenn Du in das Theater gehen willst, nun, so gehe ich auch."

„Gut denn, Elisabeth, so gehen wir zusammen",

sagte der König, ihr freundlich zunickend. „Ich glaube, es ist schon die höchste Zeit."

„Herr von Humboldt bittet um die Gnade einer Audienz", meldete der Kammerdiener du jour, indem er in das Zimmer eintrat.

„Humboldt weiß, daß er allezeit willkommen ist, und das Vorrecht hat, zu jeder Stunde bei mir eintreten zu dürfen", sagte der König, dem Kammerdiener eiligst zuwinkend.

Dieser öffnete die Thür und Alexander von Humboldt in seiner einfachen kleidsamen Kammerherrn-Uniform trat ein; demüthig, wie es ein Kammerherr nicht besser thun kann, blieb er neben der Thür stehen und neigte sich tief zuerst vor dem König und dann vor der Königin.

„Nun, mein Freund", rief der König ihm zu, indem er ihm hastig entgegentrat, „nun was bringen Sie?"

„Eine Bitte, Majestät", sagte er, sich tief verneigend.

„Möchten Sie mir erlauben, dieselbe zu errathen?"

Und als Humboldt fragend zu ihm aufschaute, fuhr er fort: „Sie kommen mit der Bitte, ich möchte heute Abend nicht das Theater besuchen."

„Allerdings, das ist es, um was ich meinen Herrn

und König ergebenst und unterthänigst ersuchen wollte", sagte der Gelehrte, der wie in allen anderen Sprachen, auch in der Sprache der Höflinge sehr bewandert schien.

„Du siehst Elisabeth", wendete sich der König lächelnd an seine Gemahlin, „Du siehst, wie gut ich das Herz unseres berühmten Freundes kenne; er kommt, um mich zu warnen. Sie haben also auch gehört, Humboldt, daß man heute eine Demonstration im Theater beabsichtigt?"

„Ja, Majestät, eine lächerliche, kindische Demonstration."

„Da haben Sie die beiden richtigen Epitheta gewählt", rief der König lebhaft. „Lächerlich und kindisch! Und das, meinen Sie, sollte uns abschrecken? Nein, mein Freund; ich bitte Sie, begleiten Sie uns in das Theater. Es ist die höchste Zeit."

In diesem Augenblick wurden die beiden Flügelthüren des Kabinets weit geöffnet. Der Kammerdiener du jour stellte sich neben dieselbe auf, mit lauter Stimme rufend: „Se. königliche Hoheit der Prinz von Preußen!"

Der König eilte seinem Bruder entgegen und reichte ihm beide Hände dar.

„Sei gegrüßt, Wilhelm, mein schöner und stolzer

Prinz von Preußen", rief er mit freundlichem Kopfnicken ihm zu. „Kommst Du, um mich zum Theater abzuholen oder", fuhr er mit einem schalkhaften Lächeln fort, „oder kommt mein mannhafter ritterlicher Bruder etwa gar auch, um mir zu sagen, die Luft im Theater sei heute etwas schwül und könnte meinen Nerven schaden?"

„Eigentlich ja", lächelte der Prinz. „Ich wollte mir erlauben, meinem Herrn und König zu berichten, daß mir eine anonyme Warnung zugegangen. Ich erhielt soeben einen Brief, in welchem man mir meldet, daß heute Abend im Theater die Partei der Schreier und Wühler eine Demonstration beabsichtigt, und daß man —"

„Das edle Stück des großen französischen Dichters auspfeifen will", ergänzte der König lächelnd. „Nicht etwa, weil es diesen dummen Leuten nicht gefallen möchte, sondern weil sie wissen, daß es mir gefällt. Und Du meinst wirklich, Wilhelm, daß ich deshalb nicht in das Theater gehen sollte? Du meinst, es wäre an der Zeit, diesen Leuten zu zeigen, daß ich sie fürchte?"

„Fürchten?" fragte der Prinz von Preußen mit einem verächtlichen Lächeln. „Ich weiß wol, daß Eure Majestät vor dergleichen elenden Dingen keine

Furcht haben; doch hielt ich es für meine Schuldigkeit zu melden, was ich erfahren. Ich sehe nun, daß Eure Majestät entschlossen sind, das Theater zu besuchen, und ich bitte um gnädige Erlaubniß, Sie begleiten zu dürfen."

„So ist es recht, so freut es mich", sagte der König mit einem lebhaften Kopfnicken. Ich sehe doch mit Befriedigung, daß in der Stunde der Gefahr, oder auch nur der Beängstigung, oder der kleinen Gewitterschauer meine Freunde bereit sind, sich um mich zu schaaren, und so wird denn das Ueble, das mir meine Widersacher bereiten möchten, zu einer heiligen und schönen Genugthuung, zu einer rechten Sonntagsfeier! Ich danke Gott für dieselbe und werde den Freunden diesen Moment nicht vergessen. Nun also, Wilhelm, im Theater sehen wir uns wieder, und auch Sie, Humboldt, im Theater auf Wiedersehen!"

Fünftes Kapitel.

Die Aufführung der Athalia.

Vor dem Schauspielhause auf dem Gendarmenmarkte herrschte zu dieser Stunde eine lebhafte Bewegung. Es schien, als ob die ganze männliche Jugend von Berlin sich heute vor diesem Hause ein Rendezvous gegeben hätte. In dichten Gruppen standen hier und dort die Studenten von der Universität mit ihren farbigen Mützen umher und besprachen sich eifrig und lebhaft miteinander, oder lauschten aufmerksam und schweigend auf die Worte, welche ältere Herren, die in den Gruppen standen oder von einer zur anderen gingen, zu ihnen sprachen.

„Man muß dem König begreiflich machen, daß diese altfranzösischen Zopftragödien nicht nach unserem Sinne sind“, rief ein junger Mann mit glühenden

Wangen und flammenden Blicken. „Der König will die Zeiten Ludwig's XIV. wieder heraufbeschwören, die Zeiten des glänzenden Royalismus, in welchen ein König sagen konnte: L'état c'est moi. Wir müssen dem König zeigen, daß wir aber in einer anderen Zeit leben, in einer Zeit, in welcher der Geist der eigentliche König der Welt ist!"

„Merkt wohl auf", flüsterte in einer anderen Gruppe ein junger Mann, „merkt wohl auf, meine Freunde: so oft in dieser abscheulichen Tragödie von dem Königthum die Rede ist, fangen wir an zu zischeln und zu lachen, um dem König zu zeigen, daß wir diese albernen Tiraden nicht hören wollen, und wenn das Stück zu Ende geht, so tragen wir es mit lautem Zischen und Fußstampfen zu Grabe. Dies sei unsere Sonntagsfeier!"

„Ja, dies sei unsere Sonntagsfeier!" wiederholten die Anderen. Sie verloren sich in der Menge, die sich jetzt Kopf an Kopf zu beiden Seiten der großen Einfahrt des Schauspielhauses drängte; denn die Vorreiter sprengten eben heran und kündeten durch ihr Erscheinen die nahe Ankunft des Königs.

Langsam kam der Wagen jetzt herangefahren. Grüßend neigten der König und die Königin sich zu beiden Seiten nach dem Publikum hin, aber keine

Stimme erhob sich, um mit lautem Jubelruf, wie es sonst geschehen, den König zu begrüßen. Mürrische Gesichter, trotzige Mienen überall, und unter dem lautlosen Schweigen der Menge fuhr der königliche Wagen in den Ueberbau ein. Hinter ihm in dem zweiten offenen Wagen folgte der General von Thiele, ihm zur Seite Alexander von Humboldt. Eben jetzt, wie der König aus dem Wagen stieg, hörte er es draußen laut jubeln und schreien und eine mächtige laute Stimme rief:

„Humboldt lebe hoch! Der Mann der Wissenschaft und der freien Forschung! Er lebe hoch!" — Und nun hundertstimmiges lautes Jubeln: „Humboldt lebe hoch!"

Der König hatte es gehört; doch nicht einen Moment wich das freundliche Lächeln aus seinen Mienen. Anstatt weiter zu schreiten, blieb er einen Moment stehen und winkte Humboldt zu sich, der mit etwas verlegener Miene herankam.

„Das freut mich, Humboldt", sagte er mit freundlicher Stimme, „wirklich das freut mich! Die Jugend von Berlin weiß meinen großen und berühmten Freund zu schätzen und anzuerkennen."

Dann bot er der Königin den Arm und schritt mit ihr die breite Treppe zu der königlichen Loge hinauf.

Drinnen im Theater herrschte wie draußen eine seltsame, eigenthümliche Bewegung. Kein Platz war heute unbesetzt geblieben; Kopf an Kopf gedrängt standen die Studenten unten im Parterre, saßen sie oben auf den Bänken des „Paradieses", während in den Logen und auf den Sperrsitzen die Damen und Herren der höheren Gesellschaft und des oberen Bürgerstandes ihre Plätze hatten. Niemand hatte sich bis jetzt auf denselben niedergelassen. Damen sowol als Herren standen aufrecht nebeneinander und Aller Blicke waren unverwandt auf die königliche Loge hingerichtet. Jedermann wußte, daß der König dem Schauspiel beiwohnen wolle, welches, auf seinen besonderen Wunsch und Befehl von Raupach zur Darstellung eingerichtet, heute aufgeführt werden sollte, und Jedermann wußte auch, daß es eine Opposition gäbe, welche sich dieser Aufführung zu widersetzen trachtete.

Jetzt erschienen in der großen königlichen Mittelloge die Kammerherren und die Suite des Königs. Dann öffneten sich die Pforten und der König, an seinem Arm die Königin führend, trat ein. Mit ruhigem, lächelndem Angesicht durchschritt er die Loge und trat dicht heran an die Brüstung derselben.

„Es lebe der König! Es lebe die Königin!" riefen hier und dort in den nächsten Logen einige be=

geisterte Herren. Aber der Ruf fand keinen Anklang in dem großen Publikum, und die vereinzelten Stimmen erstarben in verlegenem Schweigen.

Der König wendete sich grüßend nach den Logen hin, aus welchen die Rufe ertönt waren, und ließ sich dann an der Seite seiner Gemahlin nieder. Nun ein Rauschen und Zischeln durch das ganze Haus. Das Publikum nahm seine Sitze ein und der Capellmeister hob den Taktstock empor.

Jetzt tönten durch den weiten Raum die feierlichen Klänge einer choralartigen Musik, und dann hob sich der Vorhang und das Stück begann. Aber wie sehr die Bühnenkünstler, wie sehr die große Schauspielerin Auguste Crelinger und ihr würdiger Partner Moriz Stoll sich auch bemühten, durch ihre begeisterte Darstellung, durch ihre prächtige Declamation das ernste, feierliche Gedicht Racine's zur würdigen Geltung zu bringen, das Publikum blieb kalt und verhielt sich schweigend. Immer höher erglühte, vielleicht gerade durch diese Opposition, das stolze Herz der Künstlerin, und immer flammender ward ihre Rede, die in begeisterten Worten das Königthum pries und von der Majestät und Heiligkeit desselben sprach.

Der König neigte sich aus seiner Loge vor und rief der Künstlerin ein lautes Bravo zu.

„Bravo! Bravo!“ wiederholte der Prinz von Preußen, und pflichtschuldigst schlugen die Kammerherren begeistert die Hände in einander. Selbst Alexander von Humboldt hielt es für angemessen, sich von seinem Sitze hinter dem König zu erheben und zu applaudiren. Mitten in dieses Beifallsrufen in der Hofloge mischte sich jetzt das laute Zischen und Lachen der jungen Leute im Parterre und auf den höchsten Plätzen, und hier und dort im Parquet fand es sein Echo. Nun wurde das Bravorufen lauter, aber noch lauter und stürmischer tönte die Abwehr durch das Haus.

Die Augen der Künstlerin schossen Blitze. Sie wendete sich mit einem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung nach dem Parterre hin und wiederholte mit flammender Begeisterung die letzten Strophen zur Verherrlichung des Königthums.

Lauter und wüthender tönte der Chor der Zischer und der Lacher, das Füßestampfen, Murren und Schreien.

Dann trat eine Pause ein und das Stück nahm seinen Fortgang. Der König schaute ruhig und lächelnd hinüber auf die Scene. Das Antlitz der Königin war bleich geworden und nur mühsam hielt sie die Thränen zurück, die wider ihren Willen aus ihrem Herzen in die Augen getreten waren.

Das Stück ward nunmehr nirgend unterbrochen durch Beifall oder Applaus, nur zuweilen begleitet von einem leisen Murren und verächtlichen Lachen, welches sich jedesmal erhob, wenn die Dichtung das Königthum und die fromme Hingabe an die Majestät Gottes pries. Die Königin athmete erleichtert auf, als jetzt die Vorstellung bis zur Schlußscene gekommen war. Nur noch einige Minuten und diese peinliche Scene wird überstanden sein. Ach, jetzt tönen schon die letzten Strophen von den Lippen der Künstlerin, nochmals begeisterte Strophen zur Feier des Königthums und der göttlichen Majestät.

„Unwillkürlich tönte von den Lippen des Königs wieder ein lautes: „Bravo! Bravo!"

„Bravo! Bravo!" wiederholte der Prinz von Preußen abermals mit lauter Stimme.

Das war für die jungen Leute unten im Parterre das Signal für eine neue Demonstration. Wie eine ungeheure Sturmeswoge rauschte und brüllte es jetzt im ganzen Hause. Es wirft seine Schaumspritzen hoch hinauf in die oberen Räume, und überall ertönte jetzt das Heulen und Zischen, das Stampfen und Wüthen der empörten Menge.

Die Königin erhebt sich von ihrem Sitz und tritt zurück; der König will ihr seine Hand reichen, unter

dem fortwährenden Brausen, Zischen und Heulen der Menge im Parterre.

Der Prinz von Preußen, außer sich, stürzt mit flammenden Blicken an die Logenbrüstung und seine Arme weit ausbreitend, ruft er mit donnernder Stimme hinunter: „Ruhig, ruhig!“ Aber das Wort, welches seinen Kriegerschaaren tiefes Schweigen auferlegt haben würde, fand kein Gehör bei den zornigen Massen der jungen Leute da unten. Nur noch lauter und stürmischer begannen sie zu zischen und zu schreien.

Da rief mitten in das wüthende Getöse hinein eine klare, mächtige Stimme drunten im Parterre: „Ruhig, ihr Schreier und Rebellen! Ruhig, wenn der König es befiehlt!“

Die Stimme war so laut, so gellend, daß Niemand sie überhören konnte.

Mit einem Ausdruck des Erstaunens und des Spottes wendeten sich die Gesichter der jungen Leute hin nach dem verwegenen und kühnen Menschen, der es wagte, in ihrer Mitte solchen Ruf ertönen zu lassen. Es war eine hochgewachsene, schlanke Gestalt mit einem bleichen ruhigen Angesicht, dessen große graue Augen mit einem trotzigen Ausdruck in der Menge umherschweiften.

„Tödtet mich, wenn ihr wollt“, rief er mit lauter

kreischender Stimme. „Jetzt aber, so lange ich lebe, will ich nicht hören, wie man dies edle und hochherzige Königspaar beschimpft.“

Die Studenten antworteten nur mit einem lauten Lachen und einem verächtlichen Achselzucken und wendeten sich dann von ihm ab, denn das Schauspiel war beendet und es bedurfte keiner weiteren Demonstrationen mehr.

Johannes Streber, denn er war es gewesen, welcher den Ruf hatte ertönen lassen, ging mit den Anderen hinaus. Eilfertig drängte er sich durch die Menge und stellte sich neben der Thür auf, durch welche der König jetzt hinausschreiten mußte. Zu beiden Seiten derselben hatte die Menge sich geschaart und dazwischen sah man wieder die jungen Leute mit den trotzigen Gesichtern, den düster flammenden Augen, den entschlossenen Mienen, diese jungen Leute, welche es für ihre Pflicht erachteten, dem König, wie sie meinten, die wahre Stimmung seines Volkes kundzuthun.

Der Prinz von Preußen hatte vorher den König gebeten, ein wenig früher das Haus zu verlassen, aber Friedrich Wilhelm hatte es abgelehnt.

„Man soll nicht denken, daß ich das Schreien und Zischen fürchte, oder daß meine Nerven zu schwach wären, es zu ertragen! Im Gegentheil, es sollen keine

Gendarmen zu beiden Seiten der Pforte stehen, das Publikum soll mein Spalier bilden, und ich will durch dasselbe zu meinem Wagen hindurchschreiten."

Also geschah es. Mit ruhig lächelnder Miene erschien jetzt der König, seine Gemahlin an dem Arm führend, in den breiten, weit geöffneten Thüren, um sich zu seinem Wagen zu begeben.

„Es lebe der König!" rief jetzt eine laute kreischende Stimme. „Es lebe der König", wiederholten hie und da in der Menge einige schüchterne Stimmen. „Gesegnet sei der Gesalbte, der kommt in dem Namen des Herrn!" wiederholte die erste Stimme.

Der General von Thiele, welcher dem König gefolgt war, wendete sich zur Seite und schaute mit einem freundlichen Lächeln auf den blassen, jungen Mann, der dicht neben der Thür stand. Er nickte ihm freundlich dankend zu. Auch der König wendete sich, indem er im Begriff war, in den Wagen zu steigen, zurück, und es schien ihn mit Genugthuung zu erfüllen, als jetzt Johannes Streber noch einmal mit seiner lauten schrillen Stimme rief: „Gesegnet sei der Gesalbte, der da kommt im Namen des Herrn!"

Der General von Thiele blieb stehen, während die Equipage des Königs von dannen rollte, und mit einem

Wink seiner Hand rief er den jungen Fremden zu sich heran.

„Sie haben viel Muth gezeigt, junger Mann", sagte er leise, „und ich wünsche, Ihre Bekanntschaft zu machen. Kommen Sie morgen früh zu mir; es wird mich freuen, die Bekanntschaft eines so tapferen und, wie mir scheint, so frommen jungen Mannes zu machen."

Er nickte ihm freundlich zu und bestieg dann seinen Wagen. Johannes Streber blieb stehen und schaute ihm nach. Er schien die spöttelnden Bemerkungen der jungen Leute, welche nahe bei ihm standen, ihn mit zornigen Augen betrachteten und höhnend von Frömmlern und Heuchlern sprachen, gar nicht zu hören. Nur jetzt, da sie sich immer näher an ihn herandrängten und die Stimmen des Hohnes und Spottes immer lauter wurden, wendete er sich zu den jungen Männern hin und neigte tief wie zum ehrerbietigen Gruße sein Haupt. Dann schlich er leise mit demüthiger Miene von dannen, und Niemand hörte, wie er mit triumphirender Miene zu sich selber sagte:

„Ich werde meinen Weg machen, ich werde mein Ziel erreichen. Ja, ich werde meinen Weg machen, ich werde mein Ziel erreichen!"

Das wiederholte Johannes Streber sich auch am

andern Tage, als er bei dem General von Thiele seinen Besuch gemacht. Er hatte ihm das geheimnißvolle Fläschchen mit dem Urwasser des Lebens gezeigt und sich dem General als einen frommen und gläubigen Anhänger Ebel's zu erkennen gegeben. Er hatte dem General, wie jener wenigstens meinte, sein ganzes Herz ausgeschüttet; er hatte sich ihm als einen frommen, gläubigen Christen gezeigt, der nichts wolle und bezwecke, als nur dem Herrn zu gehören und seinem Dienst sich zu weihen aus reiner edler Begeisterung. Er hatte ihm gesagt, daß er nach dem Worte, welches Christus zu seinen Jüngern gesprochen: „Werfet hin eure Habe und folget mir nach!" gehandelt habe. „Das hat er ja auch zu mir gesagt", sagte Johannes Streber mit begeistertem Aufblicken zum Himmel zu dem lauschenden General. „Und also habe auch ich Alles hingeworfen, um meinem Herrn zu folgen. Ich war Lehrer in einer reichen, vornehmen gräflichen Familie in Preußen, und ich darf sagen, es war mir dort vor der Welt eine große und glänzende Laufbahn eröffnet. Vor Eurem Auge kann doch nichts verborgen bleiben und Euch darf ich also bekennen, was sonst ein Geheimniß ist vor der Welt. Die Tochter dieser reichen Gräfin, deren Sohn ich erzog, liebte mich, die Mutter bot mir die Hand ihrer Tochter an; doch ich hatte schon die

weltliche Gesinnung dieser eitlen und stolzen Weltkinder erkannt, und ich wendete mich verächtlich von ihnen und schüttelte den Staub von meinen Füßen. Ich lehnte die Hand der weltlichen Tochter des Reichthums und des Luxus ab! Nur dem Herrn will ich dienen, nur Gott mein Herz weihen, und also ging ich hinaus aus dem reichen Palaste in meine Armuth, denn es tönte vor meinem Ohr das Wort des Herrn: „Wirf Alles von dir und folge mir nach.“ Die junge Gräfin ist in ihrem Zorn und Schmerz mit ihrer Mutter von dannen gegangen, um die Scham der Abweisung zu verhüllen und zu verbergen. Ich aber, arm und dürftig wie ich bin, bin hinausgewandert in die Welt, bin hier in der Fremde und fühle mich doch in der Heimat, denn die Welt ist mein Vaterhaus, da sie Gottes ist, und überall, wo man dem Herrn dient, da bin ich der Priester meines Herrn, obwol ich ein armer elender Mensch bin und nichts habe und nichts mein eigen nenne.“

„Sie sind nicht arm, sondern Sie sind reich! Sie sind nicht elend, sondern hochbeglückt“, sagte General von Thiele mit begeistertem Blick. „Sie besitzen den höchsten Schatz der Menschen: die Frömmigkeit. Auch lese ich in Ihren Mienen, daß Sie Muth haben und Tapferkeit, um nach dem höchsten Ziele zu streben.

Sagen Sie mir nun, was Sie hierherführt zu uns und was Sie erstreben."

„Nicht ich führte mich hierher", sagte Johannes Streber mit feierlichem Ton, „Gott ist es, der mich führt, wie er einst geführt hat den großen Ignaz Loyola, daß er die sündige Welt zur Demuth bekehre. So führt er auch mich, und zur Demuth bekehren will ich die Menschheit, und die Jugend will ich lehren, daß sie sich rein fühle und nur ihren Reichthum in Gott finde. Ein Haus möchte ich gründen zur Ehre Gottes, nicht um darin zu predigen, wie es die Diener und Auserwählten des Herrn thun, sondern darin zu lehren die arme, verwahrloste Jugend, daß sie zu Gott sich wendet; ein Haus, wo die Armuth und Dürftigkeit eine Stätte haben, ein Haus in dem Sinne, wie es der große Wichern angelegt hat. Ein „rauhes Haus" nennt er es, ich möchte das meine ein „rauhestes" nennen, und die Dürftigen und Armen, die Bettler und die Kinder möchte ich zu mir rufen und sprechen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht." Ich bin gewandelt durch die Straßen von Berlin, wo die Armuth wohnt und die beschränkte Dürftigkeit, und ich habe gesehen, welches Elend da herrscht und daß die Armuth die Immoralität zur Folge hat. Diese Kinder der Armuth möchte ich zu mir rufen,

um ihnen eine Stätte zu bereiten, wenn ich nicht selber so arm wäre, daß ich kaum eine Stätte habe, wo ich mein Haupt niederlegen kann."

„Ich will Ihnen helfen, mein Freund", rief General von Thiele freudig. „Ja, ich sage Ihnen meine Hilfe zu. Ich werde für Sie sprechen bei dem großen und frommen König, dessen gnädiger Freundschaft ich mich rühmen darf. Sie haben sich ein großes Ziel selber gesteckt, und ich wiederhole es Ihnen: ich will Ihnen helfen! Sie sollen ein „rauhes Haus" oder, wie Sie sagen, ein „rauhestes Haus" anlegen! Gott wird uns dazu die Mittel geben! Man muß nur geduldig sein und warten, man muß Schritt vor Schritt nur vorwärts gehen wollen! Nicht auf einmal läßt sich das Gute und Große erreichen, es will langsam und in der Dunkelheit vorbereitet sein. Warten Sie und hoffen Sie! Ihr Ziel ist edel, und Sie werden es erreichen."

Als Johannes Streber von diesem Besuche bei dem General von Thiele heimgekehrt, als er in dem ärmlichen Kämmerchen, welches er sich in einem abgelegenen Gasthause gemiethet hatte, allein war, da nahm sein Angesicht einen stolzen, triumphirenden Ausdruck an.

„Ja", sagte er mit freudiger Stimme, „ja, ich werde mein Ziel erreichen, ich werde einflußreich und mächtig sein, ich werde mir einen Namen machen! Und

dann", fuhr er mit leiser Stimme fort und seine Augen nahmen einen gehässigen, spöttischen Ausdruck an, „und dann werde ich diese stolze Gräfin, welche es wagte, mich zu verachten, zur Demuth zwingen, und ich werde machen, daß sie flehend und jammernd zu meinen Füßen liegt und mich als ihren Herrn anerkennt."

Sechstes Kapitel.

Bekenntnisse.

„Da sind wir mein Freund!“ sagte die Baronin Olympia, mit ihren Kindern in das Arbeitszimmer ihres Gemahls eintretend. „Du siehst, wir kommen auch als ungebetene Gäste zu Dir, und vielleicht sogar als unwillkommene, denn ich sehe, daß mein theurer Herr beschäftigt ist, und doch wage ich es, ihn zu stören. Weißt Du, was ich will?“

„Ich weiß es nicht!“ erwiderte der Baron, sich von seinem Sitze vor dem Schreibtisch erhebend und freundlich den Geliebten zunickend; „ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß Du mir immer das Licht bringst und die Sonne, und daß mich niemals friert, wenn Deine Augen mir leuchten!“

„Wie galant und wie gütig!“ rief Olympia freund=

lich, indem sie ihren Arm um die schlanke Gestalt ihres Gemahls legte und, ihr Haupt an seine Brust legend, ihn zärtlich küßte.

Dann wendete sie sich mit einem stolzen, glücklichen Ausdruck zu ihrem Sohne, der neben seiner Schwester stand und mit einem zärtlichen Lächeln auf das umschlungene Paar hinschaute.

„Marco", sagte sie, lerne von Deinem Vater, daß die wahre Liebe auch die ewige Jugend ist, und erfahre von mir, daß es für ein Weib auf Erden kein höheres Glück gibt, als wenn der Gatte nach langen Jahren der Ehe sich noch ihrer Nähe freut, ihre Schönheit preist, und sie recht lieb hat. Du lächelst? Du meinst, ich sage das nur, weil ich eine Frau bin und weil die Frauen eitel sind und von solchem Preisen sich geschmeichelt fühlen. Nein, Marco! Nicht aus Fraueneitelkeit, sondern in rechter zärtlicher Frauenliebe sagte ich Dir das. Ein so liebes Wort, wie Dein Vater eben sprach, beweist ja nach langen Jahren der Ehe, daß die ewige Jugend und die ewige Liebe aus den Augen des Mannes strahlt, und daß er nichts von den Jahren weiß, welche gewesen, daß er nicht daran denkt, wie wir einst waren, nicht wie wir jetzt sind."

„Du bist aber, theuerste Mutter, noch, wie Du einst warst, immer die schönste und die herrlichste der

Frauen!" rief Marco begeistert; „die ewige Jugend strahlt wirklich von Deiner reinen Stirne und umgibt Dich wie mit einem Glorienscheine."

Sie hob den Finger und drohte ihm lächelnd. „Still, still, Du Lästerer! Was würde Dein frommer Onkel sagen, wenn er Dich hören könnte?"

„Ich verlange gar nicht, von ihm gehört zu werden, theuerste Mutter", sagte Marco mit umdüsterter Stimme.

„Ihm wäre es genug, wenn die Tochter des frommen Onkels ihn hörte", rief Marie mit heiterem Lächeln. „Ja, ja, Bruder Marco, leugne nur nicht, unsere Cousine Sophie scheint Dir doch nach unserer geliebten Mutter die schönste und die herrlichste der Frauen."

„Still, Du übermüthiges Kind", sagte der Baron lächelnd; „siehst Du denn nicht, daß Marco erröthet wie ein junges Mädchen?"

„Fast wie meine Schwester", lächelte Marco, „wie meine unartige Schwester Marie, wenn man von dem Cousin Georg spricht."

„Ruhig, ihr tolles, neckisches junges Volk!" lächelte der Baron. „Laßt uns jetzt die Befehle Eurer theuren Mutter empfangen! Denn Du kamst doch hierher, Olympia

um mir Deine Befehle zu sagen; so sprich jetzt, theure Königin, was ist es, das Du begehrest?"

„Ich begehre, daß mein Herr und mein König jetzt endlich es für heute der Arbeit und des Studirens genug sein läßt", sagte Olympia mit neckischem Tone. „Ich befehle, daß mein Herr und König sich gleich uns in den warmen Winterpelz hülle und mit uns eine Spazierfahrt mache. Das Wetter ist köstlich. Der Schnee blinkt im Sonnenglanze mit tausend und aber tausend Brillanten, und wenn mein König die Gnade haben will, einen Augenblick hinunterzuschauen aus dem Fenster, so wird er seine zwei geflügelten Rosse mit den Tigerdecken sehen, welche einen goldenen Schwan hinter sich führen und bereit sind, uns hinaufzutragen zum Parnassus, was, in ehrliche und schlichte Prosa übersetzt, so viel sagen will, als: der neue schöne Schlitten, den Du in Deiner Großmuth und Güte mir geschenkt hast, ist angespannt, und die Rosse wiehern vor Vergnügen, uns hineinzutragen in die schneeige Landschaft. Komm' mit, mein Herr und Geliebter, Du mußt den schönen Schlitten auch einweihen und mit uns eine Spazierfahrt machen!"

„Nein", lächelte der Baron. „Der goldene Schwan darf nur so holde Last, wie Frauen es sind, tragen, und nur für meine Damen ist er bestimmt."

„Du verweigerst es mir?“ fragte Olympia zärtlich. „Du willst uns nicht begleiten?“

„Nein, ich kann nicht“, sagte er sanft. „Ich habe wirklich zu arbeiten. Du weißt, ich erzählte Dir schon, daß ich mit unserem Justizbeamten gestern eine lange Unterredung über geschäftliche Dinge hatte, und ich habe damit auch zu thun; ja, ich bin sogar so grausam, Dich zu bitten, daß Du mir auch Marco hier lässest. Es sind Geschäfte, welche keinen Aufschub dulden, und ich wünsche, daß er mir hilft. Desto eher werde ich fertig sein, und ich hoffe, daß unsere Damen, wenn sie von der Spazierfahrt heimkehren, uns mit Liedern und Musik erquicken für die halbe Stunde des Alleinseins und der Arbeit.“

„Nein“, sagte Olympia, „wenn Du nicht mit uns gehest, bleiben auch wir heute zu Hause und verschieben die Ausfahrt bis morgen.“

„Dann würdest Du mich zwingen, die nothwendige Arbeit aufzuschieben und sogar in der Nacht zu arbeiten“, sagte ihr Gemahl. „Wenn Du es wünschest, soll es geschehen.“

„Nein“, rief Olympia eifrig, „Du sollst bleiben und mit Marco arbeiten. Wir wollen thun, wie Du es wünschest, wir wollen hinausfahren in die schöne Winterlandschaft; dann, wenn wir heimkehren und die Arbeit zu

Ende ist, singen wir Dir die schönsten Duette und Arien, so viel Du willst. Gib mir den Abschiedskuß, und dann, Marie, laß uns eilen, daß wir fortkommen, damit die Arbeit desto rascher gefördert werde."

Sie schlang wieder ihre Arme um den Hals des Gemahls und küßte ihn innig, grüßte dann mit einem freundlichen Nicken ihres Hauptes ihren Sohn Marco, nahm den Arm Mariens und eilte mit ihr hinaus.

Der Baron schaute ihnen nach mit einem langen zärtlichen Blick und trat dann an das Fenster, welches auf den weiten Platz vor dem Schlosse hinausführte.

Da stand der Schlitten in Form eines vergoldeten Schwanes, das Weihnachtsgeschenk des Barons für seine Gemahlin. Die schwarzen Rosse mit den Tigerdecken stampften ungeduldig den glitzernden Schnee und weckten mit jeder Bewegung ihres stolzen Hauptes das melodische Geklingel der silbernen Schellen, die am silbernen Bogen über ihren Rücken gespannt waren.

„Es ist ein prächtiges Gefährte", sagte Marco, welcher zu ihm getreten war und mit ihm hinausschaute, „ich habe selbst in Paris und London kein schöneres und geschmackvolleres Fuhrwerk gesehen. Es würde sicher Sensation machen, und es ist schade, daß es hier Niemand sieht."

„Doch, ich fürchte, es wird es Jemand sehen und

wird darüber grollen", sagte der Baron, leise sein Haupt wiegend. „Der Onkel Pastor wird sehr erzürnt sein, fürchte ich, über dieses sündhafte Gefährt und wird es als einen neuen Beweis unserer weltlichen Gesinnungen betrachten."

„Und wird vielleicht darüber von der Kanzel donnern", lachte Marco, „wie er es neulich gethan hat gegen mich und meine Freunde, als wir uns das unschuldige Vergnügen einer maskirten Schlittenfahrt gemacht hatten. Laß ihn donnern und schelten, theurer Vater, was kümmert es uns."

„Kümmert es Dich so ganz und gar nicht, was Dein Onkel meint und ob er Dir zürnt?" fragte der Baron, mit einem leuchtenden Blick das schöne Angesicht seines Sohnes durchforschend. „Da kommen unsere Damen; wir wollen das Fenster öffnen und ihnen einen Gruß zurufen."

Hastig drehte er den Riegel des Fensters auf und schaute hinunter. Er grüßte die Baronin und ihre Tochter mit einem freundlichen Worte und wünschte ihnen glückliche Fahrt und nicht zu schnelles Wiederkommen.

„Genießt die schöne Winterluft!" rief er mit lauter, schallender Stimme ihnen zu, „ihr dürft mir nicht vor einer Stunde heimkehren. Hörst Du, Johann,

eine ganze Stunde sollen die Damen fahren und nicht früher darfst Du mit ihnen heimkehren!"

Dann blieb er noch stehen und schaute ihnen nach wie sie in dem im Sonnenglanze funkelnden Gefährte dahinflogen über den weißen, glitzernden Schnee.

Aber während er ihnen nachschaute, verschwand allmälig das Lächeln auf seinem Angesicht und ein wehmüthiges Zucken spielte um seine Lippen.

Er schloß das Fenster mit einem tiefen Seufzer und wendete sich um, und ging durch das Gemach nach dem Divan drüben an der Wand.

„Komm zu mir, mein Sohn", sagte er und seine Stimme hatte jetzt etwas Ernstes und Feierliches. Wir sind allein. Die zärtlichen Augen Deiner Mutter beobachten uns jetzt nicht mehr und ich darf mein Antlitz zeigen, wie es wirklich ist, traurig und kummervoll."

„Wie, mein Vater?" sagte Marco angstvoll. „Traurig und kummervoll? Gibt es etwas, das Dich beunruhigt, kannst Du wirklich Kummer empfinden, und weshalb? Sage es mir, was beunruhigt Dich? Was ist es, das Dich auf einmal so verändert erscheinen läßt? Denn es ist wahr, Deine Miene, welche ich sonst immer nur heiter gesehen, ist auf einmal verwandelt und Du siehst traurig und kummervoll aus!

Was ist es, mein Vater, mein theurer, geliebter Vater?" Er legte, während er sprach, mit einer zärtlichen Bewegung seinen Arm um den Nacken seines Vaters und schaute ihm tief und mit feuchten Augen in das edle, bleiche Angesicht.

„Du fragst, mein Sohn, was es ist, das mich mit Kummer erfüllt?" erwiderte der Baron, „und doch weißt Du es! Schau mir in die Augen, Marco; wende Deinen Blick nicht von mir, sieh mich an und antworte mir: nicht wahr, Du weißt, weshalb ich traurig bin und kummervoll?"

Der Sohn antwortete nicht, er vermied es, dem Blick des Vaters zu begegnen, und schlug die Augen nieder.

Der Baron nickte leise. „Höre, Marco! Ich weiß, daß der Arzt mit Dir gesprochen hat", sagte er; „ich weiß es, denn ich selber war es, welcher ihn dazu ermächtigte. Ich sagte ihm, er solle Dir die Wahrheit bekennen; er solle Dir sagen, daß ich leidend sei und daß meine Krankheit leicht —"

„Um Gotteswillen, mein Vater!" rief Marco mit bleichen Wangen und seine Lippen zitterten vor innerer Bewegung, „um Gotteswillen, mein Vater, sprich es nicht aus!"

„Es muß doch einmal gesprochen werden", sagte der Baron mit fester Stimme. „Der Arzt hat Dir

gesagt, daß meine Krankheit leicht einen tödtlichen Ausgang haben könne. Sei gefaßt, mein Sohn, zwinge die Thränen in Dein Herz nieder, wie ich es seit langer Zeit gethan habe; ich will nicht, daß Deine Mutter, wenn sie heimkehrt, Deine Augen geröthet sehe und auf Deinem oder auf meinem Antlitz die Gedanken unserer Seelen lese. Darum wollte ich, daß sie ohne uns spazieren fahre; ich wünschte eine Stunde des Alleinseins mit Dir, mein Sohn; denn die Zeit ist gekommen, wo wir, wie es Männern geziemt, der Wahrheit in das Angesicht schauen müssen, und diese Wahrheit ist leider, daß mein Leben zur Neige geht."

„Nein, mein Vater, nein, es ist nur eine Befürchtung, sage nicht, daß es eine Wahrheit ist!" rief Marco lebhaft. „Der Arzt hat mir freilich, wie Du es selber sagst, auf Deinen Befehl gekündet, daß Du krank seiest und leidend, aber er hat mir auch noch Hoffnung gegeben, er hat mir gesagt, daß Deine Manneskraft und Dein guter gesunder Lebenskern Dich vielleicht die Gefahr überwinden lassen. Nein, geliebter Vater, es ist nicht eine traurige Gewißheit, daß es, wie Du sagst, mit Dir zur Neige geht! Sieh', die Sonne scheint so hell und schön draußen und die Luft wird bald mild und sanft. Laß nur den Frühling

kommen, die Frühlingssonne wird Dich stärken und die Frühlingsluft wird Dich erquicken."

„Oder sie wird mich tödten!" sagte der Baron feierlich. „Was hilft es, mein Sohn, gegen das Unvermeidliche sich zu sträuben, denn ich sage Dir Marco: es ist unvermeidlich! Meine Brust ist todeskrank. Schau' dies."

Während er so sprach, zog er aus seiner Tasche ein weißes Tuch hervor, das ganz von Blut geröthet war.

„Das ist mein Todesurtheil", sagte er, „geschrieben mit meinem eigenen Blute. Deine Mutter soll es nicht wissen und erfahren; ich will, daß es vor ihr ein Geheimniß bleibe, so lange es nur irgend möglich ist. Ihre strahlenden Augen sind für mich der einzige Trost, ihr harmloses Lächeln für mich der einzige Lohn für die Schmerzen, die ich ihr verberge. Ich befahl dem Arzt, Dir mein trauriges Geheimniß mitzutheilen, aber ich befahl ihm, vor Deiner Mutter und Deiner Schwester es getreulich zu bewahren, und er mußte es mir mit feierlichem Handschlag geloben. Laß uns nicht mehr darüber streiten und rechten, sondern laß uns, wie es Männern ziemt, dem Unvermeidlichen fest ins Auge schauen. Wenn Jemand eine Reise thun will, so bestellt er sein Haus, und da ich nun im Begriff

bin, bald eine weite Reise zu machen, eine Reise in ein schönes, unbekanntes Land, so will ich es machen, wie es einem Manne ziemt, ich will mein Haus bestellen. Du, mein Sohn Marco, Du sollst mein Testaments-Vollstrecker sein, auf Dich will ich meine Rechte und meine Pflichten übertragen, und Du wirst mir ein würdiger Nachfolger sein! Aber, höre mir nun aufmerksam zu und vor allen Dingen gelobe mir, daß von dem, was ich Dir jetzt zu sagen habe, kein Wort über Deine Lippen komme zu Deiner Schwester oder zu Deiner Mutter. Gib mir die Hand darauf!"

Marco legte mit ernstem Blick seine Hand in die dargereichte Hand des Vaters. „Ich gelobe Dir, mein Vater, daß von Allem, was Du jetzt zu mir sagen und was Du mir anvertrauen wirst, kein Wort über meine Lippen kommen soll zu meiner Schwester wie zu meiner Mutter."

„Wohl denn, so höre", sagte der Baron. Er erzählte ihm dann von dem Gespräch, welches er vor einiger Zeit mit seinem Bruder gehabt, und daß dieser ihn nach seinen Papieren gefragt, nach dem Trauschein mit seiner Gemahlin und den Taufscheinen seiner Kinder.

„Abscheulich!" murmelte Marco leise vor sich hin. „Er ist ein böser — — vergib, daß ich es sagen muß,

mein Vater, er ist Dein Bruder, aber er ist ein böser Mann und es macht ihm Freude, Dich zu kränken. Wie könnte er sonst eine solche Frage an Dich gerichtet haben?"

„Er konnte auch einen anderen Sinn damit verbinden, mein Sohn", antwortete der Baron leise, als fürchte er, daß seine laute Stimme das Geheimniß seines Herzens der Luft mittheilen könnte; „ja einen anderen Sinn. Marco, ich muß es Dir leider bekennen, ich selbst mißtraue meinem Bruder und ich kann Deinem Urtheil über ihn leider nicht widersprechen; er ist mein Feind, das fühle ich, mein Feind, obwol er mein Bruder ist, und wir müssen deshalb gegen ihn gewaffnet und bereit sein. Ich habe nach meiner Unterredung mit ihm den Justizbeamten kommen lassen, und habe mit ihm gestern eine lange und ausführliche Besprechung gehabt. Nachdem mir der Arzt auf mein Begehren offen gekündet hatte, wie es mit mir steht, durfte ich diese Unterredung nicht länger hinausschieben, und ich habe ihm offen und ehrlich Alles gesagt."

„Wir haben, dies muß ich Dir bekennen, einen Fehler gemacht; wir haben in unserer Unschuld — ich muß das Wort gebrauchen, obwol es für einen Mann nicht anwendbar ist — nicht an die Schlech-

tigkeit der Welt gedacht. Ich stand mit Deiner Mutter vor dem Altar Gottes und es war ein Diener Gottes, welcher unsere Ehe einsegnete und Dich und Deine Schwester in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnahm. Wir dachten, es sei das genug vor Gott und den Menschen, wir dachten nicht an die verderbliche, mißtrauische und boshafte Welt; und als wir unsere Heimat dann verließen — denn ich bekenne es jetzt, daß uns der Süden unsere eigentliche Heimat war und unser Glück — als wir unsere Heimat dann verließen, da vergaßen wir die irdischen Zeugnisse unseres Bundes, Schwarz auf Weiß geschrieben, mit uns zu nehmen. Sie standen in unseren Herzen geschrieben und Gott hatte uns gehört, das war uns genug; ohne die Frage meines Bruders wäre mir niemals der Gedanke gekommen, daß man sich unterfangen könnte, Zweifel in unsere Ehre und unsere Tugend zu setzen, und daß ein Tag kommen könnte, wo man Deine Mutter fragen dürfte: Wo ist das Zeugniß Deines Bundes, daß Du eine ehrliche Frau bist?"

„Wehe denen, welche es jemals wagen könnten, meine Mutter also zu fragen!" rief Marco, indem er mit flammenden Augen und drohenden Mienen von seinem Sitze emporsprang, als sähe er sich jetzt schon dem Feinde gegenüber, der eine solche Frage wagen könnte.

„Ruhig, mein Sohn, ruhig“, sagte der Baron, indem er den Arm seines Sohnes faßte und ihn sanft wieder niederzog. „Glaube mir, es gibt Menschen, welche solche Fragen eines Tages thun werden und welche dazu berechtigt sind. Und obwol er nicht aus Güte und Liebe so gefragt, danke ich doch meinem Bruder, dem frommen Herrn Pastor, daß er mich an das gemahnt hat, was nothwendig ist. Der Trauschein und die Taufscheine, so sagte er mir, müssen in das Kirchenbuch eingetragen werden, damit sie eines Tages für Euch Zeugniß ablegen. Ereifere Dich nicht, mein Sohn, er hat Recht gehabt; der Justizbeamte hat es mir bestätigt. Wenn mein Schicksal sich erfüllt hat, und wenn meine Augen sich geschlossen haben, dann werden diese Leute des Gesetzes und des sogenannten Rechts kommen, und sie werden nach den Papieren fragen, welche Dich als meinen rechtmäßigen Erben erkennen lassen.“

„Mir liegt nichts an dem Erbe!“ rief Marco ungestüm, „mir liegt nur an Deiner Ehre und an der Ehre meiner Mutter! Mögen sie das elende Erbe hinnehmen, aber Deine Ehre sollen sie mir nicht nehmen und nicht die Ehre meines Namens und meiner Mutter. Dafür, mein Vater, bin ich bereit zu kämpfen und Alles zu thun, was Du mir befehlen wirst.“

„Das wußte ich, mein Sohn, und darum sprach ich mit Dir", erwiderte der Baron feierlich. „Du hast Recht, meine eigene Ehre, Dein ehrlicher Name und die Ehre Deiner Mutter sind in Gefahr; wir müssen also diese Papiere haben, welche für uns Zeugniß ablegen; es genügt nicht an meinem ehrlichen Manneswort, es wird nicht genügen an dem Schwur Deiner Mutter; wir müssen dem Gesetz gegenüber, Schwarz auf Weiß, besiegelt und beurkundet, beweisen können, daß Deine Mutter, — möge der Geist der Liebe es mir verzeihen, daß ich nur überhaupt das unedle Wort in Bezug auf sie sprechen muß, — daß Deine Mutter meine eheliche Gemahlin ist und ihr Beide meine ehelichen Kinder seid. Ich habe, so viel an mir lag, schon jetzt gethan, um es zu beweisen; aber es ist leider vergeblich gewesen. Du weißt, daß der Graf von Santa-Cruce gleich uns Südamerika verließ und nach Spanien, seinem Vaterlande heimkehrte. Er nahm seinen treuen Freund, den Priester José, mit sich, und vor einem Jahre noch erhielt ich ein freundliches Schreiben hierher, worin er wir freilich kündete, daß ihn das Heimweh quäle und daß er in seine eigentliche Heimat nach Südamerika zurückzukehren gedenke. Ich glaubte nicht, daß das sobald geschehen würde, und ich ließ jetzt von dem Justizbeamten an ihn nach Spanien schreiben,

und von dem Priester José die nöthigen Zeugnisse und Papiere einfordern. Gestern meldete mir der Justizbeamte, daß er von den dortigen Behörden die Antwort erhalten, daß der Graf Santa-Cruce mit seinem ganzen Haushalt wieder nach Südamerika ausgewandert sei."

„Und was gedenkst Du nun zu thun und was muß geschehen?" fragte Marco athemlos.

„Ich frage Dich danach, mein Sohn", erwiderte der Baron, ihm tief in die Augen sehend; „ich frage Dein Herz und Deinen Kopf: was muß geschehen und was willst Du thun?"

„Ich will den Grafen Santa-Cruce aufsuchen, ich will von dem Priester José die Papiere fordern; ich will noch heute Abend fort, mein Vater, will unaufhaltsam reisen, um sobald als möglich zu Dir zurückzukehren mit den Papieren in der Hand!"

Der Baron nickte gerührt, schlang seinen Arm um den Nacken des Sohnes und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn. „Ich segne Dich, mein Sohn, ich segne Dich zu dieser heiligen Reise! Du hast Recht, Du mußt heute noch abreisen, Du mußt schnell reisen, um sobald als möglich zurückzukehren, denn Eile thut noth. Seufze nicht, mein Sohn, und blicke mich nicht so traurig an;

sieh, ich bin gefaßt. Ja, ich bin gefaßt, obwol ich weiß, daß der Frühling mir niemals wieder erblühen wird und daß ich meinen letzten Frühling gesehen habe."

„Oh, mein Vater, Du bist grausam, Du bist erbarmungslos!"

„Meinst Du denn nicht, daß ich selber dabei leide, daß es für mich auch ein unsagbarer Schmerz ist, das zu denken, was ich doch denken muß? Meinst Du denn, ich sterbe gern? Schaue doch um Dich, mein Sohn, und sieh, wie schön die Welt ist! Meinst Du, es sei so leicht, von ihr zu scheiden? Blicke auf Deine Mutter, auf ihr herrliches, edles, schönes Angesicht, auf Deine liebliche holde Schwester, und wenn Du auf Dich blicken könntest, wie ich es thue, mit den Augen eines zärtlichen Vaters, der jede Stunde, die er nicht mit Dir verbringen kann, als eine verlorne betrachtet, dann würdest Du begreifen und ermessen, was ich leide, wenn ich Euch gegenüber an jedem Tage denken muß: dieser Tag kehrt nicht wieder, er zählt zu den wenigen Tagen, die Dir noch bleiben. Ich sage Dir, mein Sohn Marco, ich leide zuweilen fürchterlich. Das Leben ist mir nimmer so sonnig und so hell erschienen, wie jetzt, da ich weiß, daß für mich bald die Dunkelheit des Grabes hereinbrechen wird; ich leide in mancher schlaflosen

Nacht, weil ich die Stunden, die Minuten und die Secunden zähle, welche langsam mit dem Pendelschlag der Uhr vorüberrauschen, und weil ich weiß, sie bringen mich meinem Grabe näher! Ich ringe mit mir in unsäglichen Qualen und möchte zum Himmel aufschreien: Rette mich, habe Erbarmen mit mir!"

„Das Leben ist so schön und es lockt mich mit tausend und tausend zärtlichen Stimmen zu sich, und in dieser Verlockung gerade liegt meine Verurtheilung. Doch still, still!" sagte er dann in sich zusammensinkend. „Ich habe Unrecht gethan, Dir die Qualen zu zeigen, welche mein Herz zerfleischen. Es war das erste- und das einzigemal, daß ich die Wunden sehen ließ, an denen mein Leben verblutet. Ich bitte Dich, mein Sohn Marco, vergib mir diese Schwäche; es ist eine Schwäche, und ich will und muß ein Mann sein dem Tode gegenüber. Weine auch nicht, Marco! Es ängstigt mich, Deine Thränen zu sehen, und ich fürchte, daß Deine Mutter, deren zärtliches Herz in Deinen Mienen zu lesen versteht, das Geheimniß, welches nicht für sie bestimmt ist, erkennen möchte in Deinen gerötheten Augen und in Deinem trüben Lächeln! Gib mir die Hand, Marco! Wir reden zusammen als Männer und wir müssen dem Tode und dem Leben gegenüber uns als Männer bewähren! Noch lebe ich ja und ich sage

es mit Dir, wer weiß, ob nicht ein Wunder geschieht, und ob meine gesunde und kräftige Natur nicht das feindliche Klima und den bösen Tod überwindet!"

„Wir wollen es hoffen, aber wir wollen auch im Gegentheil gefaßt dem Tode ins Auge sehen. Wie Du vorhin sagtest, mein Sohn, mußt Du schleunigst abreisen und mußt den Mann aufsuchen, in dessen Hand die Sicherung Eurer Zukunft liegt. Der Priester José muß Dir die beglaubigten und von den Behörden unterzeichneten und untersiegelten Documente unserer Trauung und Eurer Taufe ausstellen, und dann, sobald Du sie erhalten, mußt Du mit ihnen zurückkehren, ungesäumt, ohne Aufenthalt, damit Du mich noch lebend findest. Ich bin gewiß, der Graf Santa-Cruce ist auf seine früheren Besitzungen zurückgekehrt; er hatte sie, wie Du weißt, nicht verkauft, sondern Pächter auf denselben eingesetzt, weil er schon bei der Abreise die Idee hatte, zurückzukehren; er wird also dorthin zurückgekehrt sein. Ich habe Alles genau berechnet und überschlagen. Du bedarfst zu Deiner Hinreise nach dort fünf Wochen. Ich preise und segne die eifersüchtigen Bestrebungen der Amerikaner und Engländer um den Vorrang in der Schnelligkeit der Dampfschiffe. Du wirst mit einem amerikanischen Dampfer Deine Reise machen, und während wir vor zwei Jahren

noch vier Wochen bedurften, um von Rio nach Southampton zu kommen, wirst Du in drei Wochen schon in Rio sein. Acht Tage später wirst Du dann, so Gott es gnädig gestattet, Dich bei unserem Freunde, dem Grafen Santa-Cruce befinden. Ich zweifle nicht, daß Du ihn findest, ihn und den guten Priester José; doch bitte ich Dich, mein Sohn, melde es mir, sobald Du dort angelangt bist; schreibe mir sogleich, sende Deine Briefe mit Courierpferden nach Rio, damit sie mit dem nächsten Dampfer herüberkommen nach Europa."

„Ich werde selbst dieser Courier sein, mein Vater", sagte Marco rasch. „In derselben Stunde noch, in welcher ich den Freund gefunden und den Priester José wiedersehe, soll er mir die Zeugnisse ausstellen und der Graf Santa-Cruce wird sie besiegeln und unterschreiben. Dann sofort werde ich mit Courierpferden nach Rio zurückkehren, um mit dem nächsten Dampfer die Reise zu Dir zurück zu unternehmen."

„Nein, mein Sohn", erwiderte der Baron ernst, „ich mache es Dir zu einer heiligen Pflicht, Dich zu schonen und nicht durch Ueberanstrengung Deine Gesundheit zu gefährden, wie ich es leider gethan! Bedenke, mein Sohn, daß Du die einzige Stütze Deiner

Familie für die Zukunft bist; bedenke, daß Deine Mutter und Deine Schwester Fremdlinge sind in diesem Lande, und daß sie Deiner bedürfen, vielleicht schon früher, als wir Beide es wünschen und erwarten. Darum sollst Du Dich schonen und Deine Gesundheit pflegen; nicht aus Egoismus, sondern aus hingebender Liebe für die Deinen. Ich verlange von Dir, daß Du es mir meldest, sobald Du unsere Freunde gefunden, aber alsdann bei ihnen bleibst und acht Tage lang ausruhst. Dann kehrst Du zu uns zurück."

„Ich unterwerfe mich Deinem Willen, mein Vater", sagte Marco, ihm die Hand drückend. „Es soll Alles so geschehen, wie Du es befiehlst und mich heißest! Was aber werden wir unserer Mutter sagen, wie meine schleunige Abreise entschuldigen?"

„Ich habe auch schon darüber nachgedacht", sagte der Baron ruhig. „Wir werden ihr sagen, daß der Justizbeamte mir gestern die Mittheilung gemacht, daß die Gelder, welche auf unseren früheren Besitzungen noch ausstehen und die, wie Deine Mutter weiß, sehr bedeutend sind, ausgeblieben seien, und daß wir die Nachricht erhalten hätten, der jetzige Besitzer unserer Plantagen habe sich zahlungsunfähig erklärt. Deine Mutter versteht gar wenig von solchen irdischen, weltlichen Dingen, und sie unterwirft sich darin mit edlem

Vertrauen ganz meinem Urtheile. Wenn ich ihr sage, daß Deine schleunige Abreise nach Amerika nothwendig ist, so wird sie in ihrer edlen und schönen Art, ohne Murren und Widerstreben, geschehen lassen, was ich will, und ihr Mutterherz wird auch den Schmerz der Trennung überwinden aus Liebe zu mir. Es wird also nichts Deiner Abreise hindernd entgegenstehen, denn ich habe alle Papiere geordnet und werde Dir nachher die nöthigen Geldanweisungen übergeben. Du kannst also, wie Du sagst, morgen schon abreisen?"

„Ja, mein Vater, morgen schon", erwiderte Marco ernst; „doch habe ich vorher noch eine Frage und eine Bitte an Dich: ob Du mir erlauben willst, daß ich außer meiner Mutter und meiner Schwester noch einem anderen Wesen meine Abreise melde und Abschied nehme."

„Einem anderen Wesen", wiederholte der Baron mit einem gütigen Lächeln, „Du meinst, Du willst Abschied nehmen von Sophie? Nicht wahr?"

„Ja, mein Vater."

„Thue es, mein Sohn; nimm Abschied von dem Mädchen, welches Du liebst. Ich begehre auch nicht, daß Du in der Stunde des Abschieds ihr eine Unwahrheit sagst; sage ihr also, wohin Du gehst, und indem Du Abschied nimmst, sage ihr: Auf Wieder-

sehen und auf Nimmerverlieren! Denn, nicht wahr, Du denkst daran, sie zu Deinem Weibe zu machen?"

„Ja, mein Vater, ich liebe sie", sagte Marco mit aufleuchtendem Angesicht, „und meine Bitte, die ich an Dich richten wollte, ist: Gib mir Deinen Segen und Deine Erlaubniß, daß ich, bevor ich scheide, das offene Bekenntniß meiner Liebe dem Mädchen mache, welches ich allein auf Erden zu meinem Weibe machen werde."

„Ich gebe Dir meinen Segen und meine Erlaubniß. Wirb um das Mädchen, welches Du liebst, und mögest Du mit ihr so glücklich sein, wie ich es mit Deiner Mutter war und bin, und sein werde bis zu meinem Tode!"

Er legte seine Arme um den Hals des Sohnes und drückte ihn fest an sein Herz. Einen Moment ruhten sie Brust an Brust mit schweren Seufzern und mühsam unterdrücktem Schluchzen.

„Nein, nicht weinen, nicht weinen!" sagte der Baron dann, sich hastig aus den Armen seines Sohnes aufrichtend. „Die Thränen müssen in meinem Herzen verborgen brennen, denn sonst müßten sie ohne Ende fließen. Trockne Deine Augen, mein Sohn; denn mich dünkt, ich höre in der Ferne das Schellengeklingel der Pferde, und sie kommen heim, die beiden

Frauen, welchen ich jede Thräne ersparen möchte. Trockne Deine Augen und sage, wie ich, mit freundlicher Stirn und heiterem Lächeln, daß Du abreisest, um bald wieder zu kommen. Und dann, mein Sohn, gehe und nimm Abschied von dem Mädchen, welches Du liebst, und sage ihr, daß Dein Vater sie segnet und sie dereinst willkommen heißen wird als seine Tochter. Aber sage, wie wirst Du es mit dem Vater halten; wirst Du auch ihm Dich jetzt schon offenbaren?"

„Nein!" sagte Marco hastig. „Ich würde meiner armen theuren Sophie dadurch nur böse Stunden bereiten! Es wird ein Geheimniß bleiben zwischen uns Beiden bis zu meiner Wiederkehr, und dann, mein Vater, werde ich stolzen Muthes hintreten vor diesen bösen Mann und werde ihm sagen: Deine Tochter wird mein Weib; sie war schon lange meine Braut, und ich komme, sie heimzuholen zu mir und zu meinem Vater!"

Siebentes Kapitel.

Liebesbekenntniß.

Der Pastor stand am Fenster seines Studirzimmers und starrte hinaus in den winterlichen Garten, der zu seinen Füßen lag. Obwol man sich schon in der Mitte des Monates März befand, hatte es die Nacht doch wieder heftig geschneit, und die kleinen Blätterknospen der Bäume und die zarten Grashalme, welche die warme Mittagssonne schon in den letzten Tagen hervorgetrieben, waren ganz mit Schnee überdeckt. Der Winter hatte nochmals über den Frühling gesiegt, und die Sonne, welche in den letzten Tagen schon Blüthen hervorgerufen, war heute ganz bedeckt von grauen Wolken, die in jedem Augenblicke bereit schienen neue Massen von Schnee über die erstarrte Erde auszuschütten. Der Garten lag da wie mit einem

großen Leichentuch bedeckt, und der schneidende Ostwind, welcher von den rauhen Steppen Rußlands herüberwehte, fuhr heulend und pfeifend durch die ächzenden Bäume und schlug wie mit unsichtbaren Geisterhänden an das Fenster, hinter welchem der Pastor stand, als wolle er ihn auf seine rauhe Zerstörungslust aufmerksam machen, welche höhnend alles Frühlingshoffen und alle Blüthenkeime brach.

Der Pastor dachte auch daran, als er da am Fenster stand und auf das unheimliche Pfeifen des Ostwindes und auf das unmelodische Krächzen einer Krähe horchte, welche nahe bei dem Fenster auf dem schneebedeckten Baume saß und ihr Triumphlied über den Sieg des Winters ertönen ließ. Er dachte auch daran, als seine Blicke dann weiter über den Garten schweiften, hinaus nach dem in einen dicken Schneemantel gehüllten Walde und nach dem Hügel und hinauf nach dem hohen Schlosse, das sich wie ein großer, weiß überdeckter Grabhügel von dem grauen Horizont abhob. Seine Blicke hefteten sich fest und unverwandt hin auf dasselbe, und sie weilten noch dort als eben der Sturm mit erneuerter Heftigkeit wirbelnd und heulend die Baumstämme im Garten krachen machte und pfeifend an die Fenster pochte.

„Es ist gut," sagte er leise zu sich selber, „sehr

gut für ihn, daß er nicht nöthig hat hinauszugehen in diese Winterkälte! Dieser Ostwind würde ihn anhauchen mit dem Athem des Todes," wiederholte er sich selber. „Der Arzt hat es mir erst gestern wieder gesagt, mein Bruder ist in Gefahr! Wenn der Frühling bald kommt, wird er ihn vielleicht noch einmal retten von der kalten Hand des Todes; aber wenn er noch zögert und wenn der Ostwind noch lange Macht behält, dann —"

Er zögert und unterbricht sich selber, als habe er ein zu weiches Herz, welches zaudert, den Gedanken auszusprechen. „Ja dann, dann —" fährt er nach einer Pause mit leiser und flüsternder Stimme fort, „dann wird es mit ihm zu Ende gehen und er ist ein verlorener Mann, der höchstens noch bis zum Herbste leben kann! Höchstens noch!"

Freut er sich dessen, was er eben leise gesagt? Es zuckt einen Moment ein spöttischer Ausdruck über sein Gesicht und er horcht auf das triumphirende Gekrächze der Krähe, welches ihm wie Musik erklingt, wie die Hymne eines bösen Geistes, dem das Unheil willkommen ist. Aber selbst in dieser Einsamkeit heuchelt er noch mit seinen eigenen Gedanken, und er zwingt seinem Angesicht einen Schleier auf und nimmt plötzlich eine mitleidsvolle, sanfte, gerührte Miene an.

„Mein armer Bruder! Er ist wirklich sehr krank,"

sagte er leise zu sich selber, „mein armer Bruder! Ja, ja, der Arzt hat es mir gestern gesagt, und er hat mir auch erzählt, wie heldenmüthig Alphons seine Leiden erträgt und sie verbirgt vor seiner Familie, vor seinen Damen! Sie sollen es nicht erfahren, daß er ein kranker Mann ist, ein sehr kranker Mann. Er ist so weichherzig und so schonend für seine Umgebung, er möchte der lieben Frau Baronin jeden Schmerz und jede Aufregung ersparen. Aber wäre es nicht vielleicht Schuldigkeit, diesen armen Damen die Augen zu öffnen? Hätte ich nicht eigentlich die Verpflichtung ihnen die Gefahr mitzutheilen? Er ist doch mein Bruder, und ich wäre wol berechtigt, ihnen meine Liebe und Theilnahme auf diese Weise zu bezeigen. Ja, er ist doch mein Bruder!"

Er tritt zurück vom Fenster und geht langsam in dem Gemach auf und nieder, so langsam und vorsichtig, wie eine Hyäne dahinschleicht, wenn sie auf das Opfer lauert, das sie in der Ferne wittert. Dann bleibt er wieder am Fenster stehen und schaut wieder hinaus, und sein Angesicht hat jetzt einen trotzigen, hämischen Ausdruck. Es sieht es ja Niemand, und Niemand wird es erfahren, welche Gedanken in dem frommen Herzen des Pastors sich regen. Er blickt wieder hinüber nach dem Schlosse, und er nickt ihm zu,

als grüße er mit seinem Herzen den kranken Bruder, welcher vielleicht eben mit seinen Leiden und Schmerzen ringt und zu Gott fleht um Kraft, sie zu ertragen.

Was geht ihn das an, was kümmert ihn der Bruder? Sie sehen sich ja nicht mehr, sie sind so weit und noch weiter getrennt, als sie es gewesen, da der Bruder, der Herr Baron und jetzige Eigenthümer des stolzen Schlosses, noch in Amerika weilte und mit der Arbeit seiner Hände sich das Leben fristete. Sie sind weit, unendlich weit getrennt! Ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihr ganzes Leben ist verschieden und paßt nicht eines zum anderen.

„Die gute Cornelia kann es nun einmal der Baronin nicht vergeben, daß sie schöner und eleganter ist, als sie," sagte der Pastor leise vor sich hin. „Die Frauen bleiben immer Frauen, wenn sie auch so fromm und tugendhaft sind, wie es Cornelia wirklich ist. Sie kann es nicht verwinden und vergessen, daß diese „hergelaufene Baronin", wie sie dieselbe nennt, in dem Schlosse wohnt und sie, die tugendhafte Frau, mit der langen Reihe ihrer Pastorsahnen hinter sich, hier demüthiglich und still leben muß. Sie ist immer doch ein Weib, und es wäre besser, dem Weibergeschwätz ein Ende zu machen und die Gemeinschaft mit den Schloßleuten ganz und gar aufzugeben."

Wie der Sturm wieder heult und wie die Krähe nahe an seinem Fenster wieder krächzt und schreit.

Er blickt hinaus in den sturmbewegten Garten mit dem weißen, schneeigen Leichentuch. Was ist das? Eine dunkle Gestalt erscheint plötzlich mitten auf dem weißen Leichentuch und geht hastigen Schrittes vorwärts. Wie? Ist das nicht seine Tochter? Ist das nicht Sophie?

Ja, sie ist es, sie läuft durch Schnee und Eis vorwärts dahin und achtet nicht auf den heulenden Sturm und die rauhe Luft. Ihr Herz ist so warm, so freudig bewegt. Der Herr Pastor würde das verstehen, wenn er heute dabei gewesen wäre, als der Bote aus dem Schlosse Sophien die Noten von ihrer Cousine brachte. Er würde es begriffen haben, wenn er das Zettelchen gelesen hätte, welches sich in der Mitte dieses Notenbuches befand und nach welchem Sophie mit hochklopfendem Herzen spähte.

Es war auf dem Zettel nichts weiter geschrieben, als die Bitte, am Nachmittage um die dritte Stunde die Hinterpforte des Gartens zu öffnen und in dem Gartenhäuschen zu sein. Es stand unter dem Zettelchen kein Name, aber das Herz Sophiens hatte es ihr doch gesagt, wer jene Worte geschrieben, und das

rasche, kleine Herz trieb sie jetzt hinaus in den heulenden Sturm durch den Winterschnee.

Wie sie vorwärts lief, blühten ja die schönen Blumen der Hoffnung unter ihren Füßen, und sie fühlte weder Sturm noch Kälte. Es war so warm, so blüthenduftig, so maienselig in ihrem Herzen.

Der Pastor stand wie gebannt am Fenster und schaute ihr nach. Er sah, wie sie sich nach dem kleinen Gartenhäuschen am Ende des breiten Weges wandte.

In dem Gartenhäuschen befindet sich ein kleines Zimmer, das Sophien im Sommer zur Wohnung dient und zu welchem sie den Schlüssel hat. An der andern Seite des Häuschens ist eine zweite Thür, die durch ein kleines Vorzimmer in das große Hauptgemach führt, welches der Pastor im Sommer bewohnt und zu welchem er den Schlüssel hat. Er wendet sich um und schaut hin nach dem goldknöpfigen Nagel an der Thür, an welchem der Schlüssel hängt.

„Was will meine Tochter zu dieser Zeit und Stunde in dem Gartenhäuschen!" sagt der Pastor leise vor sich hin. „Was will Sophie da?"

Wie er noch immer fragend hinausschaut, empfängt er die Antwort.

Diese ist der Reiter, welcher jenseits der

Gartenmauer über den Schnee dahergejagt kommt. Die Augen des Herrn Pastors sind sehr scharf und er erkennt ganz deutlich, daß dieser Reiter Marco von Schwing ist. Er sieht auch, wie er jetzt von dem Pferde niederspringt und es mit dem Zügel an die Klinke der offenen Gartenthür anbindet. Dann tritt er hinein und verschwindet in dem Häuschen.

„Also ein Rendezvous," murmelte der Pastor vor sich hin. Es müßte ganz interessant sein, zu hören, was die Beiden da sprechen, und, wenn es nöthig ist, den Verführer niederzuschmettern mit dem gerechten Zorne des Vaters. Ich will doch auch ein wenig in den Garten gehen."

Er wirft hastig den Mantel über und nimmt den Schlüssel vom Nagel.

„Die gute Cornelia soll nichts erfahren; ich will ihr diesen Kummer ersparen, wenn es möglich ist," murmelt er vor sich hin und geht leise, vorsichtig die Treppe hinunter. Er weiß ja, Cornelia ruht um diese Zeit von den Mühen des Vormittags aus und erfreut sich sicherlich, wie immer, eines ruhigen Mittagsschläfchens. Sie hört ihn nicht, wie er leise die Treppe hinab-, leise aus der Hinterpforte des Hauses in den Garten hinausgeht. Er schlägt nicht den gewöhnlichen Weg ein, gerade den Hauptweg hinunter, sondern er

macht einen weiten Umweg, um nach der andern Seite des Gartens zu kommen; er geht hastig am Zaune entlang nach dem Gartenhause hin.

Die Beiden, welche auf der anderen Seite des Hauses in dem kleinen Gemache weilen, können ihn hier nicht sehen, und er wird leise, ganz leise eintreten. Sie werden ihn nicht hören, denn Liebende haben, wenn sie bei einander sind, keine Aufmerksamkeit für das, was sich um sie her begibt. Nein, sie werden ihn nicht hören, wie er jetzt leise und vorsichtig den Schlüssel in das Schloß steckt und die Thür, die nicht knarrt, öffnet. Im kleinen Vorzimmer bleibt er stehen und athmet hoch auf. Er zwingt sich zur Ruhe, wirft den Mantel ab und tritt dann vorsichtig durch die nur angelehnte Thür in das große Gemach. Die Fensterladen darin sind geschlossen, und er muß sich erst nach und nach an die Dunkelheit gewöhnen. Er bleibt an der Thür eine zeitlang stehen, es könnte ja sein, daß irgend ein Möbel ihm im Wege stände und ein Geräusch verursachte, wenn er daran stieße. Jetzt vermag er Alles zu erkennen und er schreitet vorwärts, gerade hinüber nach der Thür drüben, die immer geschlossen ist. Sophie weiß nicht, daß ihr vorsichtiger Vater in dieser Thür einige kleine Bohr-

löcher angebracht hat, durch welche er sehr deutlich das ganze Zimmerchen übersehen kann.

Die Laden in dem kleinen Nebengemach sind geöffnet und es ist hell da drinnen, und hell wie Sonnenglanz ist es in den Herzen der Beiden, welche in der Mitte des Gemaches Hand in Hand stehen und einander anschauen mit zärtlichem, seligem Blick.

„Nein, Sophie, ich konnte nicht von hier gehen, ohne Dich noch einmal zu sehen! Ich konnte nicht fort, ohne Dir aus dem tiefsten Grund meines Herzens gesagt zu haben, daß ich Dich liebe, Dich allein, daß Du für mich das einzige Weib auf Erden bist, zu welchem ich sagen möchte: Gib mir Deine Hand und laß uns vereint durch das Leben gehen! Ja, Sophie, ich liebe Dich! Wenn bisher meine Mutter und Schwester die einzigen Frauengestalten waren, die in meinem Herzen lebten, so ist es mir jetzt, als gäbe es für mich auf Erden nur ein Weib, und das bist Du! Dein Bild hat mich begleitet, wohin ich ging, es hat in mir geleuchtet bei allen Zerstreuungen und allen Verwirrungen des Daseins. Es hat mich angeschaut mit einem beseligenden Lächeln und hat aus meinem Herzen alle Gedanken, welche vielleicht thöricht und wild waren, verbannt und mich Dir zu eigen gegeben für immerdar! Du bist meine Madonna, meine Heilige,

aber ich bete nicht zu Dir mit frommem, sondern mit seligem Herzen, und ich beuge meine Knie nur vor Dir, um Dir zu sagen: Ich liebe Dich! Sei mein! Sage auch Du mir, daß Du mich liebst und daß Du mir angehören willst für das Leben!"

Der Herr Pastor sieht schnell durch das größte seiner kleinen Bohrlöcher und sieht, wie der junge Mann jetzt das Knie beugt vor seiner Tochter und wie er flehend die Augen zu ihr erhebt. Er sieht, wie Sophie jetzt mit glühenden Wangen, mit strahlenden Augen sich zu ihm niederneigt, ihre beiden Arme um seinen Hals schlingt und ihn sanft emporzieht.

„Wußtest Du es nicht, daß ich Dich liebe? Hast Du es nicht in jedem meiner Blicke, in jedem meiner Worte verstanden und begriffen, daß ich Dein bin und daß mein ganzes Leben aufgeht in dem einzigen Gedanken, Dein zu werden und Dir anzugehören für alle Zeit und alle Ewigkeit? Es mag sein, daß ich das nicht so gerade heraussagen sollte, daß ich zurückhalten sollte mit dem Bekenntniß meiner Liebe. Aber sieh, ich bin wie durch eine Wüste durchs Leben gegangen, und nicht die kleinste Blume der Freude und Hoffnung blühte um mich her. Ich war ergeben, ich dachte, es sei nun einmal mein Loos, ungeliebt und einsam durch diese Wüste dahinzuwandeln. Da, eines Tages,

da sah ich Dich, und wie Dein Auge auf mir ruhte, verwandelte sich plötzlich die ganze Welt. Aus der Wüste blühten Blumen auf, und seliges Hoffen regte sich in meinem Herzen. Ich war nicht mehr einsam, ich war nicht mehr verlassen, denn Du gingst mit mir, wo ich auch war! Deine Stimme hörte ich, wenn auch die Stimme meiner Mutter kalt und unfreundlich neben mir erklang! Deine lieben Augen sah ich, wenn die bösen Augen meines Vaters auf mir verweilten! Dem Leblosen flößtest Du Leben ein, dem Gehässigen gabst Du den Schimmer der Liebe und der Güte! Ach, Du weißt es nicht, Marco, wie Du so recht mein Wohlthäter geworden bist und mein Erlöser! Ja, mein Erlöser! Ich weiß wohl, daß mein frommer Vater mich schelten würde, wenn er diese Worte hörte. Aber erstens hört er mich nicht, und zweitens schilt und zankt er doch mit mir. Ich würde es ihm übrigens auch sagen, wenn er hier wäre, daß Du mich zu einem Erlöser hingeführt hast, und ich erst fromm bin, seit ich Dich liebe! Ich würde ihm sagen, daß ich durch Dich mein Heil gefunden; denn das Heil ist für ein Frauenherz die Liebe, und der Messias ist für sie der Mann, dem sie sich zu eigen gibt in Demuth und Gehorsam und in freudiger Lust."

„Oh, Geliebteste, wie beseligt mich Dein Bekennt-

niß und wie danke ich Dir dafür," ruft Marco, die Arme fester um die schlanke Gestalt des jungen Mädchens legend.

Sie neigte ihr Haupt an seine Brust und nun ward es still in dem Gemach. Der Geist der Liebe schwebt mit unhörbaren Fittigen darin und um die Beiden, die einander umschlungen halten. Sie ruhen Herz an Herz, und während ihre Lippen schweigen, sprechen ihre Seelen zu einander und künden sich die heiligen und süßen Mysterien der Liebe.

„Ich schwöre Dir, Sophie, daß ich Dich lieben, Dich hochhalten und Dir treu sein will mein ganzes Leben lang!" sagte Marco mit feierlicher Stimme, so ernst und laut, als stände er vor dem Altar Gottes und vermähle sich ihr zu unauflöslichem Bunde.

Sophie versteht ihn und sie spricht gleich ihm:

„Ich schwöre Dir, Marco, daß ich Dich lieben und hochhalten, und Dir treu sein will mein ganzes Leben lang."

Dann legen sie ihre beiden Hände in einander und schauen sich mit festen, leuchtenden Blicken an. Sie haben beide ein Gefühl, als ob sie in diesem Augenblick ihre Ehe geschlossen hätten; sie fühlen, daß sie durch die heilige Gemeinschaft ihrer Herzen nun wie durch das Sacrament für das ganze Leben verbunden sind.

„Soll ich zu Deinem Vater gehen?“ fragte Marco nach einer Pause, „soll ich ihn um seine Einwillig-ung für unseren Bund bitten?“

„Nein, nein!“ sagte sie rasch und ängstlich; „thue es nicht, Marco, denn ich weiß, daß er Dir seine Einwilligung nicht geben wird. Vielleicht der Vater noch eher, aber nicht die Mutter! Sie würde es nimmer thun; sie hat es mir gestern erst mit harten spöttischen Worten gesagt, daß sie niemals in eine Verbindung mit den Schloßleuten, wie sie Euch nennt, willigen würde, und meine Mutter ist hart und unversöhnlich!“

„Unversöhnlich?“ fragte Marco. „Was haben wir ihr denn gethan, das sie uns nicht verzeihen kann?“

„Was Ihr ihr gethan habt?“ erwiderte Sophie heftig. „Ihr seid glückliche Leute aus einer ihr unbekannten besseren Sphäre, die sie nicht versteht. Sie begreift den lieben Blick Deiner Mutter nicht, sie begreift ihre freundlichen Worte, ihr edles, gutes Thun nicht. Sie beneidet sie ihrer Schönheit, ihrer unverwelkten Jugendblüthe wegen. Was Ihr meiner Mutter gethan habt? Ihr seid glücklich, Ihr seid reich, Ihr seid schön! Das ist es, was sie Euch nie verzeihen kann. Und wie sehr mein Vater,“ fuhr sie zögernd nach einer Pause fort, „wie sehr er sich auch das Ansehen geben mag, daß er nicht grolle, so fürchte ich seinen Groll

noch weit mehr, als den meiner Mutter. Oh, Marco, zürne mir nicht und sage nicht, daß ich eine unnatürliche Tochter bin, weil ich es vermag, so von meinen Eltern zu Dir zu sprechen; aber sie haben mein ganzes Leben lang nichts für mein Herz gethan und ich bin allein gewesen. Sie haben mich nie geliebt, sie haben immer mit mir gezürnt und haben mich oft eine unnatürliche Tochter genannt, weil ich nicht war wie sie, weil ich noch an die Menschen glaubte, weil ich sie liebte und weil ich nicht heucheln konnte! Ich war in meiner Heimat eine Fremde; nun habe ich eine Heimat gefunden, einen Bruder, einen Geliebten, einen Freund und Vater, denn dies Alles bist Du mir, Marco! Mit aller Kraft der Zärtlichkeit hänge ich an Dir! Ich habe keine Geschwister und Heimat außer bei Dir allein! Zu Dir rede ich mit freiem Herzen, denn die Wahrheit ist in mir und spricht aus mir, wenn ich Dich anschaue! Ja, Du sollst und mußt es wissen: ich kann meine Eltern nicht lieben, denn sie haben mir niemals Liebe gezeigt, mich niemals Liebe gelehrt. Ich liebe sie nicht, aber ich fürchte sie! Sie sind grausam allen denen gegenüber, welche nicht sind wie sie, nicht denken wie sie, und nicht beten wie sie. Sie betrachten alle diejenigen als Feinde Gottes und der Kirche, und sie halten es für gerecht und für gut, wenn sie diese Feinde auf jegliche Art und Weise verfolgen.“

„Und sie rechnen auch meinen theuren Vater und meine edle Mutter zu solchen Feinden?“ fragte Marco sanft.

„Ja, ich fürchte es,“ erwiderte sie leise. „Darum bitte ich Dich, Marco, sage meinem Vater nichts bis zu Deiner Wiederkehr, bis zu der Stunde, wo Du ihm sagen kannst: Ich fordere von Ihnen mein Eigenthum, Ihre Tochter. Denn ich bin Dein Eigenthum, Marco, und ich bleibe Dein In jeder Stunde, wenn Du mich rufst, zu Dir zu kommen, Dir zu dienen, Dich zu lieben und Dir zu gehorchen, wie es einer Magd geziemt ihrem Herrn gegenüber; denn der Herr bist Du von dieser Stunde an, der Herr über mein Leben, mein Denken und Sein; in jeder Stunde bin ich bereit, Dir zu folgen!“

„Du hast Recht, ich fühle es selbst, Theuerste, Geliebteste, es ist besser, daß sich unsere Liebe jetzt noch mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses umhülle,“ sagte Marco, das Haupt der Geliebten fester an seine Brust drückend. „Hier ruhe aus, hier ist Dein Platz, der Altar, auf welchem ich Dich anbete und der Dir allein geweiht ist. Wisse das, Du holdestes Kind! Wisse, daß meine Gedanken ewig mit Dir sind und meine Seele wie der Segen Gottes über Dir schwebt, wenn ich auch fern bin!“

„So willst Du also wirklich fort? Willst mich verlassen auf lange Zeit?“ fragte sie mit leiser klagender Stimme.

„Ich muß es, Sophie! Es ruft mich eine heilige Pflicht weit, weit von hier fort. Doch sei gewiß, ich kehre so bald als möglich zurück, nun mit doppelt beflügelter Eile; denn, wenn ich heimkehre, komme ich, mein Eigenthum, mein schöneres besseres Ich, komme ich, Dich zu fordern!“

„Wohin gehst Du? Darf ich es wissen?“ fragte sie leise.

„Ich gehe nach Amerika. Erschrick nicht, Sophie. Die Zeiten sind vorüber, wo eine solche Reise Furcht einflößen konnte. Wir haben sie ja schon einmal gemacht, und ich werde sie ebenso glücklich zum zweitenmale zurücklegen!“

„Aber was willst Du da? Warum mußt Du gehen?“ fragte sie dringend und schmerzlich, indem sie mit der kleinen, weißen Hand über sein dunkles braunes Lockenhaar dahinstrich und ihn mit einem zärtlichen Blick anschaute.

„Geliebteste, ich möchte Dir gern die Wahrheit sagen, doch es ist ein Geheimniß meines Vaters. Frage mich also nicht. Ich gehe nach Amerika im heiligen Dienst der Sohnespflicht, aber sei gewiß, ich kehre bald zurück.“

„Aber Du schreibst mir, Marco?“

„Sicherlich schreibe ich Dir. So oft ich an meine theuren Eltern, welche von meiner Liebe zu Dir unterrichtet sind, schreibe, werde ich ein Briefchen an Dich beifügen, und Marie wird es Dir unter irgend einem Vorwand senden. Ich kann Dir den Zweck meiner Reise nicht sagen, aber von meiner Reise selbst sollst Du genau unterrichtet sein. Auch Du Sophie, wirst mir schreiben und mir durch Marie Deine Briefe senden.“

Sie verabreden es miteinander, und der Herr Pastor hört es ganz deutlich, wie die Notenhefte und die Bücher, welche man vom Schloß und vom Pfarrhause hin und her wechselt, die geheimen Boten sein sollen. Er lächelt hämisch in sich hinein; es freut ihn, daß er auf diese Weise also immer erfahren wird, was sich begibt, und er hört mit kalter Miene und einem spöttischen Lächeln die zärtlichen Liebesschwüre des jungen Paares. Es bewegt seine Seele nicht, wie sie in heiliger Begeisterung sich ewige Treue und Liebe schwören, und es rührt ihn gar nicht, wie seine Tochter Sophie mit angstvoller Zärtlichkeit Marco umschlingt und an seinem Herzen zärtliche Thränen der Liebe und des Trennungsschmerzes weint.

Er bleibt in seinem dunklen verschlossenen Ge-

nach, bis er hört, daß die Gartenthür sich schließt und daß Sophie auch auf jener Seite die Thür des Hauses wieder verschlossen hat. Erst jetzt, als er ganz sicher ist, daß sie sich nun wieder in das Haus begeben hat, verläßt er sein Versteck und kehrt wieder zurück in sein Studirzimmer auf demselben Wege, unbeachtet und ungesehen. Da steht er wieder am Fenster und schaut hinüber nach dem schneebedeckten Grabhügel droben am Horizont, nach dem Schlosse des Bruders. Er erhebt die Hand und droht mit der Faust hinauf.

Achtes Kapitel.

Ein frommes Ehepaar.

Am anderen Tage trat der Pastor zu ungewohnter Stunde in das Wohnzimmer, in welchem die Pastorin damit beschäftigt war, die Rechnungsbücher des eben vollendeten halben Monats abzuschließen.

Sie blickte von ihrer ernsten Arbeit mit etwas strengem Ausdruck zu ihrem Gatten empor, und in ihrem Angesicht lag die Frage, weshalb er sie störe und was ihn in dieser gewichtigen Stunde ihres Rechnungsabschlusses hierherführe.

Er nickte ihr zu und lächelte ironisch. „Vergib, daß mein ungeweihter Fuß in dieses Sanctuarium eingetreten", sagte er, „aber ich hatte in dem Augenblicke wirklich vergessen, daß dies die Stunde ist, in welcher

meine sorgliche und pünktliche Hausmutter ihre Rechnungen macht."

„Ja, ihre Rechnungen", sagte Cornelia mit einem bitteren Lachen; „ich rechne die Pfennige zusammen in meinen Büchern, indessen meine theure Schwägerin die Goldstücke über den Schnee hinwirft! Sie kam eben vorübergefahren mit ihrer Tochter, im goldenen Schlitten, in lächerlichem Aufzug, die Pferde mit Tigerfellen und mit Schellengeklingel behangen, als ob es Comödianten wären, die vor dem Bettelvolk ihren Aufzug halten, um sich am Abend sehen zu lassen. Es ist wirklich eine Schande, daß unsere Anverwandten sich so comödienhaft lächerlich vor der Welt zeigen und mit ihrem Reichthum prunken, der eigentlich gar nicht ihnen gehört, sondern uns! Ja, sieh mich nur so groß an, Wilhelm, es ist doch wahr, Du müßtest eigentlich da droben auf dem Schlosse wohnen! Dir gehört Alles; denn bist Du nicht der älteste Sohn Deines Vaters?"

„Ja, meine theure Cornelia", antwortete er mit sanfter Stimme und einem begütigenden Lächeln, „ja, der älteste Sohn meines Vaters; aber er ist der älteste und einzige Sohn seiner Mutter, und sie war es, welche die Güter an sich kaufte und — —"

„Hat sie die Güter aber auch nachher erhalten

und bewahren können?" fragte Cornelia scharf. „Ist nicht Alles wieder in Luft aufgegangen und zerronnen, was das Judenkind dem Baron von Schwing eingebracht hat? Waren nicht die Güter subhastirt und das ganze Vermögen der Jüdin, welches sie ihrem Sohne vererbt hatte, in Rauch aufgegangen?"

„Das ist wahr; aber ihr Sohn kam, um die Schulden zu bezahlen, die Güter wieder an sich zu nehmen! Er ist also in seinem vollen Rechte, wenn er da oben auf dem stolzen Schlosse unserer Ahnen thront, indeß ich hier im bescheidenen Pfarrhause mühsam von unserem Gehalte lebe; doch wollen wir nicht vergessen, Cornelia, daß mein Bruder bereit gewesen ist, uns ein bedeutendes Jahresgehalt auszusetzen, und daß wir es waren, Du vor Allem, meine stolze, edle Cornelia, welche die Gabe zurückgewiesen."

„Natürlich", sagte sie mit hartem Ton, „ich wollte nicht Almosen annehmen von dieser stolzen, lächerlichen Baronin. Ich wollte nicht, daß wir als Bettler demüthig uns neigen sollten vor denen, welche vor uns sich neigen müßten. Es ist für mich ein schweres Unglück, Wilhelm, daß diese Leute zurückgekehrt sind! Es wäre besser gewesen, das alte Ahnenschloß wäre in Schutt zerfallen und Alles wäre den Todten anheimgefallen, als daß es wieder auferstanden ist in Herr-

lichkeit und daß diese Weltkinder jetzt da droben wohnen! Sonst ging ich zuweilen hinauf nach dem alten Ahnensaale mit den verblichenen Möbeln und den zerfetzten Tapeten und horchte auf die traurigen Geschichten Eurer Ahnen, und erbaute mich an dem Gedanken, daß es die Gerechtigkeit Gottes sei, welche dieses stolze Adelsgeschlecht gestraft hätte, und fühlte mich befriedigt in dem frohen Bewußtsein, daß die Pastorentochter zurückschauen konnte auf ihre Ahnen, die alle edle und würdige Männer gewesen und das kärgliche Gut zusammengehalten hatten, welches der Herr ihnen anvertraute! Da droben in dem zerfallenen Schlosse fühlte ich mich stolz und glücklich und demüthig zugleich, und nun leuchten die alten Säle wieder auf in weltlicher Herrlichkeit, und vergoldete Möbel haben sie hinaufgetragen, und im vergoldeten, lächerlichen Schlitten gleiten sie über den glänzenden Schnee dahin, daß er den goldenen Schein ihres phantastischen Gefährtes widerspiegelt."

„Cornelia", s..gte der Pastor auf einmal mit harter und fester Stimme, „Cornelia, ich habe eine Bitte an Dich."

„Eine Bitte?" wiederholte sie, indem sie die Feder niederlegte und sich erhob. „Eine Bitte?" und in ihrem

Tone lag schon das Widerstreben, dieser Bitte nachzukommen.

„Ja, eine Bitte, Cornelia! Ich möchte Dich ersuchen, daß Du in minder harten und gereizten Ausdrücken von meinem Bruder und seiner Gemahlin sprichst. Es ziemt sich wahrlich nicht für die fromme Tochter Deiner Ahnen, wie Du Deine Pastoren-Familie nennst, und es ziemt sich auch nicht für die Frau eines Pastors, der an jedem Sonntage seiner Gemeinde die Liebe und die Barmherzigkeit predigt, in so harten Worten von den nächsten Anverwandten zu reden."

Der Ausdruck eines unaussprechlichen Erstaunens malte sich in dem hagern, graugelben Gesicht der Frau Pastorin, und dieses Erstaunen war so mächtig, daß ihr die Sprache versagte und sie nur mit weit geöffneten Augen auf das Angesicht des Gatten hinschauen konnte.

„Ich muß Dir sagen", fuhr er mit ruhigem Tone fort, „ich muß Dir sagen und bekennen, Cornelia, daß Du wirklich in Deinem Hasse und in Deiner Aufregung gegen die Damen des Schlosses zu weit gehst, und Du hast gerade vielleicht dadurch das Gegentheil von dem bewirkt, was Du wolltest. Du hast in mir die Opposition erweckt und aus der Opposition gegen Deinen Haß

ist vielleicht die erneuerte Liebe zu meinem Bruder in mir aufgeleuchtet.“

„Liebe zu Deinem Bruder?“ fragte sie, wie verwirrt und mit leiser, flüsternder Stimme.

„Ja“, nickte er, „die Liebe zu meinem Bruder! Er ist krank und leidend, das thut mir weh in meinem Herzen und ich fühle es jetzt erst recht, daß ich ihm, trotz alledem, vom Herzen gut bin; ja, trotz alledem, Cornelia! Es ist wahr, wir haben vielleicht Grund, unzufrieden und mißvergnügt zu sein; er ist mein jüngerer Bruder und er lebt in weltlicher Herrlichkeit und Lust da droben auf dem Schlosse der Ahnen, indeß ich nur der Pastor bin, der demüthige, arme Seelenhirt seiner Gemeinde! Aber Du solltest auch bedenken, daß er den Reichthum, dessen er sich erfreut, sich selber und seiner Energie verdankt, und daß er durch seiner Hände Arbeit —“

„Und durch das Glück und den närrischen Zufall“, unterbrach sie ihn, „durch das Glück, welches ihn auf seinen Besitzungen Petroleumquellen finden ließ, reich geworden ist.“

„Nun ja, ich gebe das zu, auch durch das Glück und den närrischen Zufall ist er ein reicher Mann geworden; aber er ist es, und er ist heimgekommen und hat die Gläubiger seines Vaters bezahlt, das heißt, er

hat die Ehre unseres Hauses reingewaschen, daß kein Flecken auf unserem Namen ist, und hat Besitz genommen von den Gütern, welche einst nach dem Willen des Königs Friedrich Wilhelm II. und nach der besonders darüber ausgestellten Urkunde der Baronin von Schwing, ihrem rechtmäßigen Erben, ihrem Sohne, zugeschrieben wurden."

„Es ist und bleibt aber ein Scandal und eine grausame Ungerechtigkeit!" grollte die Pastorin.

„Füge Dich darein", sagte er ernst und fast gebieterisch; „ich wiederhole Dir, Cornelia, Du gibst ein böses Beispiel durch Deinen allzu sichtbar zur Schau getragenen Haß gegen die Damen des Schlosses, und ich bitte Dich, ja, wenn es sein muß, befehle ich Dir, diesen Haß in Dir zu unterdrücken und aus demselben Liebe und Theilnahme für unsere nächsten Anverwandten aufblühen zu lassen."

„Das wird mir unmöglich sein!" sagte die Pastorin stolz und hochfahrend, „ganz unmöglich! Dein Befehl wird nicht dieses Wunder in meinem Herzen zu Stande bringen, den Haß in Liebe und Theilnahme zu verwandeln."

„Nun, dann suche wenigstens ihn in der Tiefe Deines Herzens zu verschließen und zeige Dich nach Außen hin anders, als Du bist", erwiderte der Pastor

ernst. „Ich weiß, die Leute reden schon davon, daß der Pfarrer, welcher die christliche Liebe zu predigen hat, ist ganz unchristlichem Bruderzwiste lebt, und es gibt Böswillige, welche behaupten, die Frau Pastorin beneide ihre schöne und liebenswürdige Schwägerin."

„Das sind alberne, thörichte Leute", rief die Pastorin achselzuckend. „Ich frage nichts nach ihrem wahnsinnigen Geschwätze."

„Du sollst aber darnach fragen", erwiderte der Pastor fest; „ich bin der Diener des Herrn, ich predige die Liebe, die Versöhnung, die Vergebung, und es stünde wahrlich meinem Hause schlecht an, wenn die nächsten Angehörigen meines Herzens diese Predigten des Pastors Lügen straften durch ihr Sein und Benehmen. Ich wiederhole Dir, Cornelia, ich will Frieden schließen mit meinen Anverwandten, und zum Zeichen dessen will ich jetzt gleich meinen Bruder besuchen. Du hast gehört, daß der Doctor gestern sagte, er sei krank und leidend; ich will ihn sehen, ich will ihm zeigen, daß ich Theilnahme habe für sein Leiden. Ich wünsche auch, daß unsere Tochter Sophie zuweilen ihrer Cousine und ihrer Tante einen Besuch macht."

„Das heißt, Du bist auf einmal ganz verändert und umgewandelt", sagte die Pastorin, deren ganze Gestalt jetzt erbebte vor Aerger und Zorn; „das heißt,

Du verbirgst mir irgend ein Geheimniß! Leugne es nicht! Ich lasse mich von Deiner jetzt zur Schau getragenen Bruderliebe nicht täuschen; ich kenne Dich besser, Wilhelm, und ich weiß, daß, wenn die Liebe Gottes von Deinen Lippen tönt, Du gewöhnlich einen Plan hast, der —"

„Still!" unterbrach er sie fast zornig; „ich sehe es wohl, daß der Teufel wieder umgeht, und der Teufel ist es, der Dich versucht in dieser Stunde und mit so gehässigen und gottesläfterigen Worten selbst gegen Deinen Gatten aus Dir spricht! Gehe in Dich, Cornelia, und bete zu dem allmächtigen Gott, daß er Dich erlöse von der Versuchung des Teufels! Gehe in Dich, Du armes, sündiges Menschenkind, und lasse von den heiligen Händen Deines Gatten den Versucher von Dir austreiben!"

Er schritt mit hochgehobenen Armen zu ihr hin und wollte ihr die Hände auf das Haupt legen; sie aber trat zurück und wehrte ihn mit einer heftigen Bewegung ab.

„Comödiant!" sagte sie spöttisch. „Wir kennen uns, Wilhelm, und Niemand ist hier, vor dem wir Comödie zu spielen hätten! Ich will Dir etwas sagen", fuhr sie leiser fort, „etwas, das Dich überraschen wird; ich durchschaue Dich, ich weiß, daß Du Deinen Bruder

noch mehr hassest, als ich Deine Schwägerin! Ich weiß, daß Du ihn ebenso beneidest um seinen Glanz und seinen Reichthum wie ich meine liebe Schwägerin um ihre stolzen Manieren, um ihr schönes Gesicht und um das Larifari ihrer gräflichen Herrlichkeit. Wir Beide sollten vor einander wenigstens nicht Comödie spielen, und wenn Du etwas vorhast und einen Plan entworfen hast, so solltest Du mich zu Deiner Mitarbeiterin in Deinen Plänen machen und — —"

„Still, still", unterbrach sie der Pastor, die Arme und die Blicke gen Himmel hebend, „wahrlich, der Teufel hat Dich zu seiner Beute auserkoren! Ich aber will Dich erretten! Weiche von mir, Satanas, denn ich bin der Diener des Herrn, und ich liebe Gott und diene ihm in Ehrfurcht und in Demuth! Mich sollst Du nicht versuchen, Satanas, und wenn Du auch zu mir sprichst durch die Lippen meines eigenen geliebten Weibes, so erkenne ich Dich doch! Ja, ich erkenne Dich in den Augen dieser Frau, welche jetzt Worte zu mir spricht, von denen ihre reine und keusche Seele nichts weiß! Ich erkenne Dich in den Ausdrücken dieser Lippen, die sonst Gebete sprachen und jetzt gezwungen waren, Worte des Hasses zu reden. Weiche von mir, Satanas! Auf die Kniee, Cornelia, auf die Kniee und laß uns beten!"

Er packte sie mit beiden Händen an den Schultern und drückte sie auf die Kniee nieder und hielt sie fest, während er selber an ihrer Seite kniete und mit lauter Stimme ein Gebet zum Himmel emporrief, ein Gebet um die Austreibung des Satanas.

Die Pastorin wagte nicht mehr zu widersprechen; sie fühlte seine eisernen Klammern auf ihren Schultern, und Thränen des Zornes und vielleicht auch des Schmerzes stürzten aus ihren Augen nieder über die bleichen, hageren Wangen, und die Worte, welche ihre zusammengepreßten Lippen leise murmelten, waren vielleicht kein Gebet.

Der Pastor erhob sich und zog sie mit sich empor, schlang dann seinen Arm um ihren Hals und küßte ihre Lippen.

„Ich weiß", sagte er sanft und zärtlich, „jetzt bist Du wieder mein geliebtes Weib, die Gattin meines Herzens, die mit mir in Eintracht lebt und in der Harmonie der Seelen, und die mit mir suchen wird, die wohlberechtigte Verstimmung gegen die reichen und stolzen Anverwandten in sich zu unterdrücken! Ja, meine liebe Cornelia, ich bin reumüthig zu der Erkenntniß gekommen, daß ich Unrecht that, dieser Deiner Verstimmung nachzugeben und selber sie vielleicht zu theilen! Wir wollen von dieser Stunde an mit den lieben Ver-

wandten auf dem Schlosse in Eintracht leben und in friedlicher Gesinnung! Ich selber will eben jetzt zu meinem Bruder hinaufgehen, und ich wünsche auch, daß Sophie öfter ihre Verwandten besuche; ich fordere nicht von Dir, daß Du es auch thust, aber ich erwarte den Tag, wo Du aus freiem Entschlusse dem Beispiel Deines Gatten folgst, und dieser Tag soll ein gesegneter sein!"

„Dieser Tag wird nimmer kommen!" sagte die Pastorin mit einem letzten Aufflammen ihres energischen Hasses; „ich werde mich fügen, wie Du es wünschest, und Sophie soll auf das Schloß gehen, obwol ich Dir sagen und bekennen muß, daß ich nicht glaube, daß das Beispiel dieser Damen förderlich für Deine Tochter sei; aber ich will Dir nicht widersprechen, was sie und Dich betrifft. Für mich selbst muß ich die Freiheit des Handelns mir bewahren, und es wird vielleicht noch ein Tag kommen, wo Du mir Recht gibst."

„Wir wollen jetzt nicht darüber streiten", erwiderte der Pastor, „sondern auf die Zeit hoffen; sie wird vielleicht milder stimmen, liebe Cornelia! Aber jetzt will ich zu meinem Bruder gehen."

Er nahm selbst aus dem Schranke den langen schwarzen Mantel, warf ihn sich über und schob die Pelzmütze über seinen etwas kahlen Scheitel; dann

nickte er seiner Gattin zu, ging hinaus und drückte die Thür leise hinter sich zu.

Und während er dann schleunig die Landstraße hinaufschritt, dem Schlosse zu, lächelte er in sich hinein: „Ich habe den Teufel in ihr wieder einmal beschworen, und er ist still geworden! Aber ich bin gewiß, er grollt doch fort in ihrem Herzen und wird den Haß gegen die liebe Baronin noch heftiger anschüren, daß er höher aufflammt! Und das ist mir gerade recht und das paßt zu meinen Plänen!“

Aber nichts von diesen Gedanken war auf seinem Angesicht zu lesen, als er jetzt eintrat in das Schloß und den Diener, welcher ihn ganz erstaunt ansah und ganz überrascht schien von dem seltenen Besuche, beauftragte, dem Herrn Baron seinen Besuch anzumelden und zu fragen, ob er willkommen sei; dann blieb er demüthig wie ein Untergebener im Vorzimmer stehen und wartete auf die Rückkehr des Dieners.

Jetzt that sich die Thür auf, und die Baronin selber kam ihm mit freundlicher Miene und holdseligem Lächeln entgegen und machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er so ceremoniell sich anmelden lasse, und dankte ihm mit einem warmen Händedruck, daß er gekommen sei.

„Es wird meinem theuren Alphons Freude machen“,

sagte sie; „ich glaube, er sehnte sich zuweilen nach Ihnen, und es that ihm wehe, daß Sie niemals kamen. Heute besonders bedarf er solcher Freude, denn ich will es Ihnen gestehen, lieber Schwager, wir sind traurig; Marco ist heute in der Frühe des Morgens abgereist."

Der Herr Pastor machte ein sehr erstauntes Gesicht und fragte lebhaft, wohin der liebe Marco gereist sei und was ihn zu dieser Reise bewogen.

Die Baronin erzählte ihm, daß er wegen Grenz= und Länderstreitigkeiten und wegen rückständiger großer Zahlungen für seinen Vater die Reise nach Amerika habe machen müssen. „Ich verstehe nichts von diesen Dingen und habe nicht begriffen, was Alphons mir sagte", fügte sie lächelnd hinzu, „aber ich unterwerfe mich in allen Dingen gerne der höheren Einsicht meines Gemahls, und ich weiß, daß Alles so sein muß, wie er es will; doch wollte ich, wir hätten lieber den Besitzungen, welche wir noch in Südamerika haben, entsagt, als daß wir die Nähe unseres lieben Sohnes auf viele Wochen jetzt missen sollen."

Der Baron kam auch seinem Bruder mit freundlichem Gesicht entgegen, als die Baronin jetzt mit demselben zu ihm eintrat; er reichte ihm beide Hände dar

und hieß ihn willkommen, von ganzem Herzen willkommen.

„Da Du aus freiem Willen kommst, mein lieber Bruder", sagte er, ihm zunickend, „so denke ich, Du kommst zu mir auch aus freier Liebe, und das freut mich; denn ich sehe daran, daß Du mich, vielleicht wider Deinen Willen, doch lieb hast und nicht vergessen kannst, daß Dein Vater auch der meine war und daß wir Brüder sind."

„Ich wünschte, Du hättest nicht daran gezweifelt, Alphons", erwiderte der Pastor mit herzlichem Händedruck; „ich wünschte, Du hättest die feste Ueberzeugung gehabt, daß ich niemals vergessen konnte, daß Dein Vater auch der meine war und daß wir Brüder sind. Wir können in unseren Meinungen verschieden sein, aber in unserer Liebe müssen wir die Gleichen sein."

„Aber ich will Dir und auch Ihnen, Frau Schwägerin, ein Bekenntniß machen; ich hielt mich fern, um — — nun ja", fuhr er nach einer Pause zögernd fort, „nun ja, ich will es Ihnen bekennen, und Sie werden mir vergeben, wenn ich nicht viele Worte darüber mache und nicht viel Entschuldigungen sage. Ich hielt mich fern um meiner armen lieben Gattin willen! Sie ist eine edle Seele, aber vielleicht ein beschränkter Kopf, der sich nicht zu fügen versteht in die Neuzeit, und

betrachtet vielleicht die Dinge mit anderen Augen. Ich hielt es eine zeitlang für eine gebotene Concession, daß ich ihr nachgab, und ich weiß jetzt, daß ich recht daran gethan habe; denn Cornelia's Sinn ist christlich und daher voll Liebe, und sie hat jetzt in sich selber den ungerechtfertigten — wie sage ich es nur gleich? Ich will das Kind beim rechten Namen nennen — den ungerechtfertigten Haß überwunden und ist reumüthig zu der Erkenntniß ihres Unrechtes gekommen."

„Oh, das ist eine freudige Botschaft!" rief die Baronin mit aufleuchtendem Angesicht; „ja wirklich, mein lieber Schwager, eine freudige Botschaft, welche Sie mir da bringen! Ihre Gattin will mich nicht mehr hassen, sie will mir vergeben, daß ich anders bin wie sie; sie will vielleicht meine Liebe annehmen, die ich ihr gewiß aus ehrlichem und treuem Herzen darbringe?"

„Gönnen Sie ihr Zeit, liebe Schwägerin", erwiderte der Pastor sanft; „sie wird sicherlich immer mehr zu der Erkenntniß ihres Unrechts kommen, und es kann leicht sein, daß aus ihrem Widerstreben gegen Sie sich die heißeste und zärtlichste Liebe entwickelt! Nur gönnen wir ihr Zeit; sie hat heute aus freiem Antrieb mich ermahnt, zu meinem lieben Bruder zu gehen, und sie hat auch gesagt, ich solle bei Ihnen anfragen, ob unsere

Tochter Sophie zuweilen ihre geliebte Cousine besuchen dürfe."

„Das ist prächtig! Und ich gehe meine Tochter zu holen, sie soll Ihnen selbst die Antwort geben auf Ihre Frage", rief die Baronin mit glühenden Wangen, indem sie mit dem leichten Schritte eines jungen Mädchens das Gemach verließ.

Als die Thür sich hinter ihr schloß, schwand das Lächeln von dem Angesichte des Barons, und ein schwerer Seufzer hob ihm die Brust. Mit einem ernstem Ausdruck wendete er sich zu seinem Bruder hin, der ihn mit aufmerksamen Blicken betrachtete, als wolle er in seinem sanft gerötheten Angesicht und in seinen strahlenden Augen die Geschichte seiner Krankheit lesen, welche gerade in solchen Symptomen sich kundgibt.

Der Baron verstand vielleicht diesen heimlich spähenden Blick, denn ein trübes Lächeln umspielte einen Moment seine schmale purpurrothen Lippen, und er neigte leise zustimmend das Haupt.

„Nicht wahr, mein Bruder", sagte er dann mit ernstem Ton, „Du kommst nicht so sehr aus brüderlicher Liebe, als in Deinem Amtsberufe und in Deiner Pastorenpflicht?"

„Ich komme in beiden Eigenschaften, mein theurer

Alphons", erwiderte der Pastor freundlich; „ich komme aus Bruderliebe, aber auch, wie Du richtig sagst, in meinem Amtsberufe und in meiner Pastorenpflicht. Die Seiten in meinem Kirchenbuche sind noch immer leer, obwol Monate vergangen sind, seit ich Dich daran mahnte."

„Es ist wahr", erwiderte sein Bruder leise, „die Seiten in dem Kirchenbuche sind noch leer; aber beruhige Dich, ich habe meinen Sohn Marco eigens deshalb nach Amerika gesendet, daß er Dir die Urkunden und Documente hole, welche nöthig sind, um den Herrn Pastor zu beruhigen und die Seiten in dem Kirchenbuche würdig und dem Gesetze gemäß auszufüllen. Beunruhige Dich also nicht, mein lieber Bruder; Marco holt die nöthigen Papiere und er wird zur rechten Zeit zurückkommen; ja, verstehe mich wohl, zur rechten Zeit. Doch still jetzt, kein Wort weiter, die Damen kommen, wir wollen ihnen ein freundliches Gesicht und eine harmlose Miene zeigen!"

Neuntes Kapitel.

Ein Zeitungsartikel.

Von diesen Tag an kam der Pastor fast täglich hinauf in das Schloß; sein ganzes Wesen schien wie verwandelt; sonst immer so streng und unduldsam in seinem Urtheil über diejenigen, welche anders dachten, wie er, schien er jetzt ganz erfüllt von freundlicher Duldsamkeit und nachsichtiger Güte. Nie kamen mehr Worte der Drohung, der stolzen Selbstüberhebung von seinen lächelnden Lippen. Für Alle hatte er eine mildernde Entschuldigung, eine freundliche Beurtheilung und Alles, was ihm sonst widerstrebt hatte, schien ihm jetzt Freude zu machen.

Er konnte mit gespannter Aufmerksamkeit den Erzählungen lauschen, welche ihm sein Bruder von dem eigenthümlichen Leben der Pflanzer und Ansiedler in

Südamerika machte, und seine Stirne umwölkte sich nicht einmal, als er ihm erzählte, daß oft ein ganzes Jahr vergangen sei, ohne daß sie nur einen Priester gesehen oder eine Kirche besuchen konnten, sondern daß sie sich begnügen mußten, an jedem Sonntag sich selber einen Vortrag zu halten und ein gemeinsames Gebet zu sprechen.

Auch an den Beschäftigungen der Damen nahm der Pastor einen lebhaften und freudigen Antheil; es schien ihm ungeheures Vergnügen zu machen, den Uebersetzungen zuzuhören, welche Marie aus den italienischen Dichtern eigens für ihn machte; sein Angesicht nahm einen Ausdruck freudigen Entzückens an, wenn die Baronin ihm mit ihrer vollen sonoren Stimme die schönen Volkslieder Neapels sang, und als eines Tages die Damen ihn damit überraschten, daß die Baronin mit seiner Tochter Sophie das heimlich eingeübte herrliche Stabat mater von Pergolese sang, da äußerte der Herr Pastor in freudigen Worten sein lautes Entzücken und schloß seine Tochter zärtlich an sein Herz und küßte ihr zum Danke die reine klare Stirn. Aber seltsamerweise schien Sophie gar nicht entzückt von dieser Zärtlichkeit des Vaters; es war, als ob ein Schauder ihr den Körper durchzitterte, ihre Wangen erbleichten, und mit einem fast ängstlichen Ausdrucke

spähte sie empor in das lächelnde Antlitz des Vaters, welches sich über sie neigte.

Er indeß schien es nicht zu bemerken; er lobte sie wegen ihrer schönen Stimme und dankte mit freundlichen Worten der Baronin für die gütige Unterweisung, welche sie seiner Tochter gegeben. Er erzählte sogar noch zu Hause der Pastorin von diesem schönen Genuß, den man ihm heute droben auf dem Schlosse bereitet, und achtete gar nicht auf ihr verdüstertes Gesicht und ihre spöttische Miene.

„Du solltest auch hingehen. Wirklich, Cornelia, ich glaube, es wäre gut für Dich, wenn Du endlich ein wenig Deine strenge Tugend überwändest und Diese so liebenswürdigen, so geistreichen Damen besuchtest", sagte er mit fast bittender Stimme zu ihr. „Frage nur unsere Sophie, wie schön und genußreich die Stunden sind, welche wir dort verleben."

„Ja, gewiß, Mutter, schön und genußvoll sind die Stunden", sagte Sophie ernst. „Es ist für mich schon immer eine Freude, wenn ich nur das heitere, ruhige Angesicht meiner Tante sehen kann; denn von diesem Angesichte strahlt ihre edle Tugend und ihre schöne Herzensgüte."

„Wirklich", sagte die Pastorin achselzuckend „Du sprichst wie ein Liebhaber von seiner Geliebten. Und

ich muß auch Dir gestehen, lieber Wilhelm", fuhr sie feierlich fort, indem sie sich dem Pastor zuwendete, und ihr lächelnder Blick fest auf ihm ruhte; „ja, ich muß auch Dir gestehen, daß es mir durchaus nicht gefallen will, Dich in solcher stets wachsenden Begeisterung von diesen Schloßdamen reden zu hören. Dies sage ich Euch Beiden ein- für allemal, bleibt mir mit Eurem Entzücken fern und verlangt nicht uoch einmal, daß ich die Damen im Schlosse besuche."

„Und weshalb nicht?" fragte der Pastor. „Du weißt, ich habe mit Langmuth und Geduld gewartet, daß Du selber Dich entschließen solltest, zu thun, was ich wünsche. Aber ich bin jetzt am Ende mit meiner Langmuth, und ich werde mit Ernst verlangen, was Du nicht aus Güte für mich thun willst."

„Ich rathe Dir nicht, das zu thun", sagte die Pastorin, sich stolz aufrichtend; „ich würde in diesem Fall auch dem Ernst widerstreben und kein Verlangen erfüllen, welches wider mein Gewissen ist. Auch Dir sage ich dies, Sophie; es ist wider mein Gewissen, Dich hinauf zu lassen zu diesen Damen; denn ich sehe es wohl, sie geben Dir ein schlechtes Beispiel, und die Pastorentochter hat sich, seitdem sie drüben auf dem Schosse ist, zu ihrem Nachtheil verwandelt. Es regen sich gar weltliche Gedanken und Neigungen in ihr, und ich

sehe es wohl, mit welchem unwirrschen Gesichte sich die Pastorentochter den Beschäftigungen in der Wirthschaft hingibt, seit sie gesehen hat, wie die Baronin droben dergleichen unedle Beschäftigungen ganz von sich weist."

„Du bist eben ganz unduldsam in Deiner rauhen Tugend", seufzte der Pastor achselzuckend.

„Es gehört eben nicht viel rauhe Tugend dazu, um sich über das Benehmen dieser Damen empört zu fühlen!" rief die Pastorin heftig.

„Was hast Du ihnen vorzuwerfen?" fragte der Pastor.

„Nun, mit einem Worte, sie sind unehrbar! Sie benehmen sich nicht, wie es Damen geziemt; Sie fügen sich nicht der Sitte, welche dem Weib, und sei sie auch noch so hohen Standes, vorschreibt, alles Aufsehen zu vermeiden und suchen statt dessen mit Fleiß und Absicht die Augen der Menge auf sich zu ziehen. Sie fahren im vergoldeten Schlitten dahin und lachen und freuen sich, wenn sie angegafft werden von dem staunenden Volke. Ja, ich habe noch etwas Schrecklicheres und Entsetzlicheres von ihnen gehört; der Kammerdiener des Barons hat es unserm Kutscher erzählt, und mich dünkt es schon schlimm genug, daß die männliche Dienerschaft den Damen so nahe kommen kann, daß sie weiß, was sie in ihren Gemächern thun."

„Und was haben die Damen in ihren Gemächern Entsetzliches gethan, welches von dem Kammerdiener gesehen ist?“ fragte der Pastor.

„Die Damen rauchen“, erwiderte die Pastorin mit einem Ausdruck entsetzlichen Abscheues. „Ja, sie rauchen! Sie rauchen Cigaretten. Ich muß sagen, das geht doch über die Grenzen des Schicklichen so sehr hinaus, daß es mich mit wahrem Entsetzen erfüllt.“

„Warum?“ fragte Sophie mit ruhigem Ausdruck in das erregte Angesicht ihrer Mutter sehend.

„Warum!“ rief die Pastorin; „Du fragst mich, warum ich empört bin, daß diese Damen rauchen? Nun einfach, weil es unschicklich, unweiblich, unanständig ist.“

„Warum?“ fragte Sophie zum zweitenmale. „O, vergib mir, Mutter, daß ich so frage; aber ich möchte mich gern belehren lassen. Ich möchte gern wissen, warum es unschicklich uud unweiblich ist, daß diese Damen, welche von ihrer früheren Jugend an gewöhnt sind, wie man es in den südlichen Ländern und besonders in Südamerika thut, ihre Cigarette zu rauchen, auch hier die Gewohnheit früherer Jahre fortsetzen und rauchen! Ich möchte von Dir lernen, warum es unweiblich ist.“

„Nun, das will ich Dir sagen“, rief die Pastorin, von innerem Zorne erbebend; „es ist darum unweiblich, weil es keine andere Frau thut und weil man niemals etwas thun muß, was nicht allgemein Gebrauch ist.“

„Dann würden also niemals Neuerungen eingeführt werden können, und dann würde es niemals eine Sitte oder eine Mode geben“, sagte Sophie mit ruhigem Lächeln. „Alles bliebe auf demselben Fleck, wenn man nichts thun dürfte, was dem allgemeinen Gebrauche widerstrebte und —“

„Ich verbitte mir Deine weisen Sentenzen“, unterbrach sie ihre Mutter. „Es ziemt Dir durchaus nicht, mir gegenüber ein Urtheil haben zu wollen. Die Töchter sollen schweigend gehorchen und sich den Ansichten ihrer Eltern fügen in Demuth und Gehorsam; dies merke Dir.“

Sie wendete sich hastig um und verließ das Zimmer, die Thür so heftig hinter sich zuschlagend, daß die Fenster klirrten und die Möbel zitterten.

Der Pastor wendete sich mit freundlichem Lächeln zu seiner Tochter hin.

„Vergib ihr, Sophie, habe Nachsicht mit der rauhen und strengen Tugend Deiner Mutter! Sie ist wahrlich von allen Frauen, die ich kenne, die edelste und die

beste, wenn auch das Kleid, in welches sich diese Tugend hüllt, nicht so schön geformt und so geschmackvoll ist, wie die Kleider unserer geliebten Freundinnen da oben. Komm jetzt, meine Tochter, wir wollen gemeinsam hinaufgehen auf das Schloß und wollen durch eine melodische Unterhaltung uns entschädigen für die Disharmonien, welche wir leider hier gehört haben."

Droben im Schlosse kamen ihnen die Damen mit freudigen Mienen entgegen.

„Marco hat geschrieben, ein Brief von Marco ist angekommen!"

Das war die Freudenbotschaft, welche alle Angesichter verklärte und auch über das ernste Gesicht des Pastors einen Sonnenstrahl zu werfen schien. Er horchte mit gespannter, theilnehmender Miene auf die Erzählung, welche man ihm machte aus dem Briefe des jungen Barons.

Er befand sich schon seit acht Tagen auf der See und sein Brief war einem Schiffe mitgegeben worden, welches dem Dampfer, auf welchem er fuhr, begegnete. Man wußte jetzt, in vierzehn Tagen werde er den Ort seiner Bestimmung erreicht haben, in vierzehn Tagen werde er schon in Rio Janeiro angelangt sein. Man berechnete eifrig, wie viel Zeit er dann noch gebrauchte, um nach den Pflanzungen zu kommen, wie lange er

da bleiben und wie viel Zeit vergehen würde, ehe er zurückkehre.

Oh, möchte doch die Zeit Flügel haben, möchten doch die langen Wochen der schweren Trennung bald vorüber sein!

Der Pastor hofft es mit ihnen, und er tröstet sie mit freundlichen Worten über die Abwesenheit. Dann erzählt er ihnen, wie schnell jetzt die amerikanischen Schiffe segeln, und wie sie jetzt Wettkämpfe halten, welche von den amerikanischen Compagnien den schnellsten Dampfer besitzt.

Der Pastor weiß jetzt viel mehr von der Welt wie sonst, er bekümmert sich viel mehr um Alles, was draußen geschieht, außerhalb des engen Pfarrhauses und der engen Welt, in welcher er sonst gelebt.

Der Baron hält sich viele Zeitungen, deutsche, französische und englische, und die englischen liest der Pastor vorzugsweise gern. Er hat früher als Candidat längere Zeit in England gelebt, und die Sprache ist ihm so geläufig wie seine Muttersprache. Deshalb interessirt es ihn auch, die englischen Zeitungen zu lesen, und er nimmt sie jeden Tag mit hinunter in das Pfarrhaus und läßt sich an jedem Morgen von Sophie, welche er selber im Englischen so gut unter-

richtet hat, daß sie die Sprache zu reden weiß, die Zeitungen vorlesen.

Er nimmt auch heute ein solches großes Packet englischer Zeitungen mit hinunter, als er sich in das Pfarrhaus begibt, während Sophie noch droben auf Bitten der Baronin zurückgeblieben ist. Er lächelt vor sich hin, während er die Landstraße hinuntergeht, denn er weiß wohl, weshalb die Baronin gebeten hat Sophie noch dort zu lassen. Sie werden nun nicht nöthig haben, den Brief Marco's in ein Notenheft oder in ein Buch zu legen! Sophie wird ihn eigenhändig empfangen; er zweifelt nicht daran, sie wird einen Brief von Marco bekommen. Und er sieht es auch, als sie zurückkommt, sieht es an ihrem strahlenden Gesicht und ihren glänzenden Augen, an dem glücklichen Lächeln, welches ihre Purpurlippen umspielt. Ja, Sophie hat einen Brief von Marco empfangen; erneuerte Schwüre seiner ewigen Liebe, seiner glühenden Sehnsucht nach ihr. Natürlich! Liebende schreiben so, der Pastor weiß es aus längst vergangenen Zeiten, Liebende schreiben so!

Er selber hat auch droben auf seinem Tisch einen Brief gefunden, den der Postbote für ihn mitgebracht; einen Brief aus Berlin von Johannes Streber, einen sehr langen, sehr ausführlichen, sehr frommen Brief.

Johannes Streber schildert ihm seine Erfolge; er erzählt ihm, wie gütevoll der General von Thiele gegen ihn gewesen, blos weil er den Muth gehabt, an jenem Abend in der „Athalia“ den Schreiern entgegenzutreten.

Der Pastor unterbricht sich, wie er das liest, und nickt mit dem Kopfe.

„Ja, ja, er ist ein kluger Mann, er versteht es, jeden Vortheil zu benützen und überall sein Häkchen einzuschlagen, wo er nur ein kleines Löchlein findet. Er wird es weit bringen, der Johannes Streber!“

Dann liest er mit athemlosen Interesse weiter. Johannes Streber schildert ihm die Pläne, welche er hegt, er will ein „Rauhes Haus“ bauen nach dem Muster des Hamburger Hauses; es wird Aufsehen machen in der Welt, es soll ein Musterhaus sein für die Erziehung frommer Seminaristen und Diener des Herrn, gewissermaßen ein Missionshaus, von welchem aus er die Zöglinge in die Welt sendet, damit sie Propaganda machen für die heilige Lehre und das Volk bilden und heranziehen zu demüthigen, zerknirschten Christen. Dann weiter schreibt ihm Johannes Streber, daß er nur den einen sehnsuchtsvollen Wunsch hege, sein theurer Freund, der Pastor von Schwing, möge bei ihm sein, um sein Werk zu fördern, „denn

es ist wahrlich für Sie in den engen Verhältnissen kein Raum, Ihre großartige Thätigkeit zu entfalten", schreibt Johannes Streber. „Sie würden hier in Berlin mit Ihrer Energie, Ihrem festen Willen, Ihrer Gelehrsamkeit, Ihrer erhabenen Frömmigkeit große Dinge zu leisten haben und auch große Dinge vollführen; denn der König ist selber ein so genialer, großherziger Mann, der alles Geniale zu fassen versteht. Er würde sicherlich Sie zu seinem Liebling auserlesen. Sie sollten nach Berlin kommen, theurer, erhabener Mann und Meister! Für Sie wäre hier allein ein richtiges Feld Ihrer frommen Thätigkeit, und hier allein könnten Sie Großes und Gutes schaffen."

Er wiederholt sich mit lauter Stimme diesen letzten Passus und wirft dann mit einer hastigen Bewegung das Papier von sich.

„Es ist eine Versuchung", sagt er leise vor sich hin, „und sie tönt mit lockenden Worten an mein Ohr und wiederholt nur, was ich leise oft denke. Ich möchte fort von hier, ja ich möchte fort von hier! Weit fort, nicht um dessentwillen, was mir Johannes Streber sagt, sondern —"

Er stockt und sieht mit einem wilden Blick umher. „Ich fürchte mich, hier zu weilen, ich fürchte mich vor meinen eigenen Gedanken. Der Teufel geht um, und

ich weiß es sehr wohl, er lauert auf mich an meiner Stubenthür und tritt mit mir ein in dies Gemach und flüstert in mein Ohr furchtbare Dinge bei Tag nnd bei Nacht. Ich höre ihn, wenn ich meine Predigten schreibe, ich höre ihn, wenn ich meine Predigten schreibe, ich höre ihn, wenn ich in dem Worte Gottes lese; er ist immer neben mir und er trachtet mich zu versuchen. Apage, Satanas, apage!" ruft er ganz laut und schauert in sich zusammen.

„Ich will mich zerstreuen", sagt er dann hastig zu sich selber. „Ich will anderen Gedanken nachhängen, wir wollen die Zeitungen nicht erst morgen lesen, sondern heute, heute."

Und er nimmt die Zeitung wieder vom Tisch und geht in das Wohnzimmer und fordert Sophie auf, ihm jetzt gleich vorzulesen. Zuerst den Spectator, den Sophie so gern liest, weil er so gute Schiffsneuigkeiten enthält und überhaupt so viele amüsante Geschichten weiß.

Der Pastor dehnt sich behaglich auf dem ledernen Lehnstuhl aus und hört auf das, was Sophie ihm mit geläufiger Zunge vorliest.

Kleine Neuigkeiten des Tages, kleine Anekdoten, auch einige Notizen über Schiffe, welche auf der Fahrt nach Amerika untergegangen sind. Und er lächelt, als

bei dieser Lectüre die Wangen seiner Tochter erbleichen und ihre Stimme so sehr zittert, daß sie nicht weiterlesen kann, sondern die Hände mit dem Zeitungsblatt in den Schoß sinken läßt.

„Nun, was gibt es?" fragte die Pastorin, welche an dem Fenster sitzt und an dem langen Strumpf für die Heiden in Afrika arbeitet. „Weshalb verstummt denn Sophie auf einmal?"

„Oh es ist nichts", sagte der Pastor ruhig, „sie liest nur von einigen Unglücksfällen auf der See, und das erschüttert ihr weiches Gemüth."

„Ja natürlich", höhnt die Frau Pastorin, „sie denkt an den Vetter Marco, der wahrscheinlich an sie gar nicht denkt."

„Lies weiter, meine Tochter", bemerkte der Pastor gütig.

„Und Sophie liest:

„In den letzten Wochen ist ganz London erfüllt gewesen von einem interessanten Proceß, der alle Gemüther erregte und zugleich wieder ein trauriges Licht auf unsere englischen Justizverhältnisse geworfen hat."

„Das ist eine Criminalgeschichte", unterbrach sich Sophie; „ich weiß, daß Du solche Geschichten nicht liebst, mein Vater; soll ich sie überschlagen?"

„Nein, nein“, rief er lebhaft, „lies uns die Geschichte. Also ein Proceß, lies.“

Und Sophie fährt fort zu lesen:

„Vor einigen Wochen sah man in einer der belebtesten Straßen der City einen jungen Mann, der halb entkleidet, mit gen Himmel gehobenen Armen dahinrannte und mit jammernder Stimme flehte: „Erbarmet Euch, rettet mich, laßt mich nicht Hungers sterben!“ Es war ein herzerschütternder Ruf, und viele Leute blieben stehen, als der junge Mann, nachdem er lange so geschrieen, endlich bebend zusammensank auf dem Straßenpflaster. Es bildete sich natürlich gleich um ihn ein großer Kreis von Menschen, und es gab auch sogar einige Mitleidige, welche sich seiner erbarmten und ihn in ein nahegelegenes Haus schafften. Als der Ohnmächtige sich erholt hatte, flößte man ihm sogleich Speise und Trank ein, denn er trug die untrüglichen Zeichen von Hunger und großen Entbehrungen in seinen eingefallenen Augen und seinen hohlen Wangen. Dann, nachdem der Unglückliche mit sichtbarer Gier Speise und Trank zu sich genommen, fragte man ihn, woher er komme und was ihn zu dem Hilferuf veranlaßt habe. Er weigerte sich lange, darauf zu antworten, und seine scheuen Blicke flogen mit dem Ausdruck nnaussprechlicher Angst in dem Gemach umher,

als fürchtete er überall seinen Verfolgern zu begegnen. Endlich gelang es, ihn zu beruhigen, und er sagte dann aus, daß er seit sechs Jahren in einem Gefängniß sich befunden habe, daß man ihn in demselben mit Ketten an die Wand geschlossen habe und ihn ganz wie einen schweren Verbrecher behandelte. Seine Erscheinung bestätigte seine Aussage, denn an seinen Handgelenken wie an seinen Füßen fanden sich noch die Spuren vernarbter Wunden, die wol von dem Scheuern der Ketten entstanden sein mochten. Man übergab natürlich den Unglücklichen der Polizei, und diese hielt mit ihm tagelang ausführliche Verhöre. Der Unglückliche zeigte sich anfangs sehr wenig bereit, Aussagen zu machen; es schien, als ginge sein Geist wirklich zuweilen irre und wären seine Gedanken nicht klar, aber es war vielleicht nur die Furcht vor seinen vermeintlichen Verfolgern, welche ihn die ersten Tage so sehr quälte, daß er keine ausführlichen Aussagen machen wollte.

Endlich gelang es, ihn zu beruhigen, und da erzählte der junge Mann, daß er der einzige Sohn eines Gutsbesitzers in Wales sei, und daß die großen Besitzthümer des Vaters an ihn, den Sohn zweiter Ehe, nach dessen Tode übergehen müßten. Die Tochter seines Vaters erster Ehe hätte sich mit einem Verwandten verheirathet, der, wenn ihr Vater sich nicht zum zweiten

Male verheirathet hätte, der Erbnachfolger gewesen wäre und auf den alsdann die Güter und der Name seines Vaters übergegangen wären. Diese Stiefschwester und ihr Gatte hatten daher von seiner frühesten Jugend an einen tiefen Haß gegen den jungen, unwillkommenen Stiefbruder gehegt, und mehr als einmal hatten sie schon in seiner Jugend, so behauptete der Unglückliche, versucht, ihn zu verderben; aber die zärtliche Aufmerksamkeit seiner Mutter hatte stets dergleichen Versuche unschädlich gemacht; endlich hatte es geschienen, als wenn seine Stiefschwester und ihr Gatte sich in das Unvermeidliche fügten, und sie hatten gegen ihren Bruder jetzt eine sehr freundliche und zärtliche Miene angenommen, hatten sogar ehrlich bekannt, daß sie ihn früher gehaßt hätten, daß aber jetzt die zärtlichste Liebe für ihn mit ihrem Schicksal sie versöhnte. Nun waren schöne friedliche Zeiten gekommen, man hatte in der traulichsten Harmonie miteinander gelebt, und selbst die argwöhnischen Befürchtungen seiner Mutter hatten von der theilnehmenden Liebe der Stiefschwester endlich sich besiegt gefühlt. Eines Tages forderte sein Stiefschwager ihn auf, mit ihm auf die Jagd sich zu begeben. Die Jäger hatten einige Füchse gestellt, und man wollte sie heute aus ihrem Bau heraustreiben. Er war gern bereit gewesen, der Auf-

forderung Folge zu leisten. Die Jäger waren ihm vorangeritten in den Wald, und er war mit seinem Stiefschwager alsdann ihnen nachgefolgt. Aber es schien, als ob sein Stiefschwager des Weges nicht ganz kundig gewesen. Man verirrte sich in dem Walde, und in dem Bestreben, die Jäger zu suchen, ritt man immer tiefer hinein und kam in immer größeres Dickicht. Da auf einmal ließ der Schwager ein lautes gellendes Pfeifen ertönen, das nahe dabei aus einer Köhlerhütte, die im Walde sich befand, erwidert ward. Eine seltsame Angst überkam, wie der Unglückliche erzählte, auf einmal sein Gemüth, eine finstere Ahnung bemächtigte sich seiner, und er wollte sein Roß umwenden und von dannen sprengen, als sein Stiefschwager dem Roß in die Zügel fiel und dem Bruder gebot, stille zu halten. Männer mit verlarvten Gesichtern, so erzählte er, mit unkenntlichen Zügen stürzten herbei, überwältigten den jungen Mann, so sehr er sich auch sträubte, und als er um Hilfe rufen wollte, drückte man ihm ein Tuch in den Mund und machte sein Schreien unhörbar. Er verlor die Besinnung, und was weiter mit ihm geschah, konnte er nicht melden. Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, fand er sich in einem geschlossenem Wagen, die Hände und Füße zusammengebunden, und ihm gegenüber saß ein ihm

vollkommen unbekannter Herr mit ernsten, düsteren Mienen, den Blick fest auf ihu gewendet, einen Revolver in der Hand haltend.

„Sie wachen und Sie hören mich?“ fragte er, als er gesehen hatte, daß der Unglückliche die Augen öffnete. „Nicken Sie, wenn Sie mich verstanden haben, mit dem Kopfe.“

Er nickte, denn das Tuch, welches sich noch immer in seinem Munde befand, machte ihm das Sprechen unmöglich. Und der Fremde fuhr fort: „Hören Sie mich also ruhig an! Wenn Sie vernünftig und verständig sind, wird man Ihnen nichts zu Leide thun, aber bei dem ersten Widerstreben jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Ich frage Sie also, wollen Sie vernünftig sein? Dann will ich Ihnen das Tuch abnehmen, denn ich sehe, daß es Sie am Athmen verhindert.“

Er nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er vernünftig sein wolle und der Unbekannte zog nun das Tuch von seinen Lippen fort. „Nun hören Sie weiter“, sagte er dann. „Sie sind krank, sehr krank, und diejenigen, welche Sie lieben, wollen Sie heilen, curiren lassen. Man bringt Sie deßhalb in eine Anstalt, wo es Ihnen an Pflege und Aufmerksamkeit nicht gebrechen soll. Sie werden dort Ihre Genesung finden,

falls Sie sich ruhig und anständig benehmen und Ihren Pflegern die Dankbarkeit zeigen, welche Sie ihnen schuldig sind."

„Aber mein Herr", hatte der Unglückliche gesagt, „ich versichere Sie, ich bin durchaus nicht krank."

„Und das beweist eben", hatte ihn Jener unterbrochen, „wie krank Sie sind, denn Sie wissen gar nicht, daß Sie krank sind. Das ist ein gefährliches Symptom Ihrer Leiden, und man wird umsomehr Sorgfalt auf Sie verwenden. Ich sage Ihnen nur dies, mein Herr, wenn Sie leugnen, krank zu sein, so vergrößern Sie dadurch nur Ihre Krankheit und wie ich Ihnen sage, machten Sie es nothwendig, daß man Sie mit Härte behandeln muß. Bekennen Sie also ehrlich, daß Sie krank sind, wenn Sie nicht gefesselt in einsamer Zelle Ihr Leben vertrauern wollen."

Ein unnennbares Entsetzen hatte ihn ergriffen und er hatte schon den Mund geöffnet zu einem Hilfeschrei, als er wieder das Tuch in seinem Munde fühlte und den Lauf des Revolvers dicht vor seinen Augen sah.

„Sie wollen es nicht besser haben", hatte die drohende Stimme des Fremden zu ihm gesagt. „Wohl! Sie werden jetzt mit Strenge behandelt werden."

Und dieses Wort, welches der Fremde ihn zugerufen, hatte sich durch sechs Jahre bewährt. Man hatte ihn mit Strenge behandelt. Bei jeder Klage, jedem Hilfeschrei, der sich seiner Brust entwand, hatte man ihn aus dem großen, hellen Gemach, in welchem man ihn eingeschlossen, in eine dunkle Kammer geworfen und ihn in Ketten geschlossen. So hatte er lange Jahre vertrauert, bis endlich eine Krankheit ihn erfaßte und ihn auf das Lager niederwarf. Einer von den Krankenwärtern, welcher diese ganzen Jahre um ihn gewesen, hatte Mitleid mit dem unverschuldeten Leiden des jungen Mannes gehabt, und mit seiner Hilfe war es ihm endlich in einer finsteren Nacht gelungen, seinem Gefäugnisse zu entspringen und sich frei zu machen. Er hatte gar nicht gewußt, an welchem Orte er sich befand und wohin man ihn damals geschleppt. So oft er danach gefragt, war die Antwort auf diese Frage ein härteres Gefängniß gewesen.

Nun, nachdem er sich befreit und über die hohe Mauer des Gartens, in welchem er so manche furchtbare Stunde der Erholung zugebracht, hinübergeklettert war, hatte er sich plötzlich inmitten von Straßen und Plätzen befunden, und als er, Hilfe flehend, in Londonstreet damals erschienen war, mochten ungefähr zwei Stunden vergangen sein seit seiner Befreiung.

Es war also keinem Zweifel unterworfen; das Gefängniß, welchem er entsprungen war, befand sich in London selber, aber es war dem jungen Manne unmöglich, auch nur die Richtung anzugeben, oder irgend eine Auskunft zu ertheilen über den Namen dessen, bei welchem er sich befunden und der offenbar der Director und Vorsteher dieser Anstalt sein mußte.

Der Unglückliche hatte diese Angaben in langen Zwischenräumen, oft widerstrebend, oft seine Angaben zurücknehmend, gemacht und es hatte zuweilen den Anschein, als ob seine Gedanken nicht ganz klar und seine Bekenntnisse nicht zusammenhängend wären.

Die Gerichtsärzte hatten ihn deßhalb längere Zeit beobachten müssen, um zu prüfen, ob die Erzählungen des armen jungen Mannes vielleicht nur Gebilde sei- Phantasie wären und dies umsomehr, weil er sich mit der größten Hartnäckigkeit weigerte, Auskunft zu ertheilen über seine eigene Familie, deren Namen und Wohnungsort.

„Ich liebe meine Schwester und auch meinen Stiefschwager", sagte er mit sanfter Stimme und mit Thränen in den Augen. „Ich möchte Ihnen um Alles nicht schaden, und vor allen Dingen möchte ich nicht, daß der Name meines theueren kranken Vaters

öffentlich genannt würde oder in seinen langen Leiden durch irgend eine böse Nachricht beunruhigt werde. Gönnen Sie mir nur die Freiheit und ich will hinausgehen in die Welt und für mich arbeiten, um durch meine eigene Kraft mein Dasein zu begründen."

Indessen setzte die Polizei ununterbrochen ihre Untersuchungen fort, sowol über die Herkunft und Heimat des jungen Mannes, als auch über den Ort, wo er möglicherweise in London sich aufgehalten; denn das stand fest, daß er in London selber so lange gefangen gewesen. Der Gerichtsarzt machte zu diesem Behufe auch oft mit ihm Fahrten in verschlossenen Wagen durch die Umgebungen und die abgelegeneren Straßen von London. Und er beobachtete dann, während er den jungen Mann bat, hinauszuschauen und sein Gedächtniß zu prüfen, ob er diese Gegend schon kenne, das Angesicht desselben. So geschah es eines Tages, daß er, als sie in einem der kleinen Dörfer, welche weit hinausliegen von dem Mittelpunkt der Stadt und doch noch zu dem Weichbilde Londons gerechnet werden, den jungen Mann plötzlich erbeben und mit einem leisen Aufschrei zusammensinken sah. Sie fuhren eben an einer hohen Steinmauer vorbei, dessen oberer Rand mit eisernen Spitzen gegen jedes Eindringen und Uebersteigen gesichert war und nur

eine einzige, kleine, festverschlossene eiserne Thür befand sich in dieser Mauer.

„Da, da!“ rief der junge Mann, indem er sich jetzt wieder hastig emporrichtete und mit zitternder Hand hindeutete auf diese lange Mauer.

„Was ist es, was erschreckt Sie auf einmal?“ fragte der Arzt. Er schüttelte sprachlos das Haupt und vermochte keinen Ton hevorzubringen; nur seine Augen waren mit einem Ausdruck unaussprechlichen Entsetzens immer noch auf die Mauer hin gerichtet.

Der Arzt befahl dem Kutscher anzuhalten und wollte den Schlag des Wagens öffnen, aber der junge Mann faßte mit krampfhafter Angst seine Hand und hielt ihn zurück.

„Um Gottes Willen! Haben Sie Erbarmen!“ murmelte er leise, und seine ganze Gestalt erbebte. „Bringen Sie mich nicht wieder dahin! Haben Sie doch Erbarmen mit mir!“

Er kauerte sich in die Ecke des Wagens, und jetzt hatte er wirklich das Aussehen eines vollkommen Wahnsinnigen.

„Haben Sie keine Furcht“, sagte der Arzt begütigend, „Sie sollen nicht mit mir hinaussteigen; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich schwöre Ihnen, wenn es

Sie beruhigen kann, bei Gott und Allem, was mir heilig ist, Sie sollen nicht wieder gefangen werden; und wenn, wie ich jetzt glaube, dies der Ort ist, wo man Sie so lange und so grausam eingeschlossen hatte, dann schwöre ich Ihnen, daß Ihr Leiden gerächt werden soll an den Uebelthätern."

„Ich will gar keine Rache", murmelte er mit bebenden Lippen, „nur bringen Sie mich nicht wieder dahin."

„Sie glauben mir doch, wenn ich Ihnen schwöre, daß ich das nicht thue."

„Ja, ich glaube Ihnen, aber lassen Sie uns weiterfahren. Weiter!"

„Nein, armer junger Freund", sagte der Arzt, „ich muß zum mindesten erst wissen, wer in diesem Hause wohnt. Verhalten Sie sich ruhig, drücken Sie sich zurück in die Ecke des Wagens, damit Niemand Sie sieht."

Er hatte überdies nicht nöthig, dem jungen Manne einzuschärfen, sich zu verbergen, denn er kauerte sich in der äußersten Ecke des Wagens zusammen und mit stierem Blicke schaute er verstohlen aus dem Wagen, während der Doctor herniederstieg und dem Kutscher befahl, auf seine Wiederkehr zu warten

und mit entschlossenen Schritten nach der Thür in der Mauer hinging und an der Klingel zog.

Eine zeitlang blieb er horchend neben derselben stehen. Darinnen regte sich nichts, man hörte auch nicht den leisesten Laut. Nur zuweilen dünkte es dem Horcher, als vernehme er das Murmeln mehrerer Menschenstimmen. Dann auch mitunter ein seltsames Kreischen und Lachen, wie es Wahnsinnige auszustoßen pflegen. Dann wieder umgab ihn tiefe Stille und es schien, als habe man im Innern des Hauses, von welchem man in einiger Entfernung das Dach über die Mauer hinüberragen sah, die Töne der Klingel vernommen.

Der Arzt schellte zum zweitenmal, diesmal lauter, energischer, und er hörte, wie die Klingel in mehreren Zwischenräumen, als wecke sie ein Echo, widertönte. Aber immer noch ward die Thür nicht geöffnet, und erst als er zum drittenmal laut und heftig in mehreren Absätzen die Klingel gezogen, vernahm er drinnen einen langsamen Schritt, der sich der Thür näherte.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme von Innen.

„Ein Fremder, der den Herrn des Hauses zu sprechen begehrt."

„Was will man von ihm?" fragte die Stimme zurück.

„Für einen Patienten um Aufnahme bitten", erwiderte der Arzt; „denn man hat mir gesagt, daß dies ein Krankenhaus sei, in welchem man Leidende unterbringen könne."

„Dann hat man Sie getäuscht", rief die Stimme von Innen; „bemühen Sie sich also nicht weiter und erlauben Sie sich nicht zum zweitenmale, die Ruhe dieses Hauses zu stören."

„Abgewiesen", murmelte der Arzt vor sich hin, „ja, vollständig abgewiesen, und doch bin ich überzeugt, daß der arme Kranke sich nicht irrt; sein Entsetzen war zu natürlich, zu ungekünstelt. Er kennt diesen Ort und ich muß und will durchaus erfahren, wer hinter dieser Mauer wohnt."

Und langsam, gedankenvoll kehrte er zu dem Wagen zurück. Sie fuhren weiter, und bei dem nächsten Hause hielt der Doctor wieder an, begab sich hinein und fragte die Bewohner desselben nach ihrem Nachbar, der in seinem Hause hinter der hohen, so sorgfältig versicherten Mauer sich befände. Sie wußten ihm keine Auskuuft zu geben; sie waren selber erst seit einigen Wochen hier eingezogen. Sie hatten sich außerdem niemals veranlaßt gesehen, sich um ihren Nachbar zu kümmern, denn es schien hinter den Mauern sich sehr still und ruhig Alles zu begeben, und es war sehr sel-

ten, daß sie irgend Jemanden gesehen, der aus der Thür herausgegangen sei.

Aber der Arzt setzte nichtsdestoweniger seine Nachforschungen fort. Er fuhr rings in der Umgegend herum, fragte in allen nahegelegenen Häusern nach der Wohnung, die hinter der großen Mauer sich befände, erhielt aber nirgends eine genügende Auskunft.

Indessen mußte der Bewohner des geheimnißvollen Hauses wol in irgend einem Connex mit seinen Nachbarn gestanden haben, und sie mochten ihm wol von den Nachforschungen des Fremden erzählt und ihn dadurch veranlaßt haben, selber die Initiative zu ergreifen. Am andern Morgen meldete sich auf dem Gericht von Kingsbeuch ein Doctor Wilkinson und verlangte, daß die Polizei in seinem Namen Nachforschungen halte nach einem jungen Manne, der sich in seinem Anfalle von Tobsucht mit der den Wahnsinnigen eigenen Schlauheit und List aus seinem Hause entflohen sei.

Man fragte ihn nach dem Namen des Unglücklichen, und er nannte ihn ohne Widerstreben und Scheu. Er erzählte mit ehrlicher und ruhiger Miene, daß dieser junge Mann sich seit sechs Jahren im Krankenhause befinde, daß seine Verwandten ihn wegen Tobsucht seiner Pflege übergeben, weil sie vernommen, daß er auf die Heilung solcher Unglücklichen sich wohl verstände;

aber bei diesem jungen Manne seien alle seine Mittel vergeblich und alle seine Kunst erschöpft gewesen. Es gäbe Momente, in welchen er sich ganz ruhig verhielte und dann nur die einzige fixe Idee habe, daß man ihn unrechtmäßigerweise gefangen halte und daß seine Stiefschwester und sein Schwager ihn aus Bosheit in das Krankenhaus gebracht, um sein Erbe anzutreten und die Güter seines kranken Vaters dereinst in Besitz zu nehmen.

Die Aussagen des Doctor Wilkinson stimmten ganz genau mit denen des unglücklichen Mannes überein, und die Abgeordneten der Polizei, welche sich nach Wales begaben, um dort ihre Nachforschungen nach der Familie zu halten, welche von dem Doctor Wilkinson genannt worden, fanden auch dort alle Angaben, welche der junge Mann gemacht, und die der Doctor wiederholt hatte, bestätigt. Die Leute dort in der Gegend erzählten, daß allerdings vor sechs Jahren der eigentliche Erbe der Güter des seit langen Jahren kränkelnden Baronets Mildington verschwunden sei. Seine Schwester hätte überall erzählt, daß ihr Bruder wahnsinnig geworden und daß man ihn in eine Heilanstalt gebracht. Der eigene Arzt des Hauses hatte diese Angaben bestätigt, und als sogar die Justizbehörde von Wales, der allerlei unheimliche Gerüchte zu Ohren ge-

kommen sein mochten, sich bei dem kranken Baronet selber nach dieser Angelegenheit erkundigte, hatte derselbe ein von seinem Hausarzt beglaubigtes Attest vorgezeigt nach welchem wirklich sein Sohn in eine Heilanstalt gebracht worden sei. Kurze Zeit darauf war der Baronet seiner zweiten Frau, die, wie man sagte, vor Gram gestorben sei, in die Ewigkeit nachfolgt. Der Gatte seiner Tochter hatte alsdann in allen Blättern den constatirten Wahnsinn seines Schwagers angezeigt, und dem Gesetze gemäß hatte er als Lehensvetter, der zugleich der Schwiegersohn war, den Besitz der Güter angetreten.

Das waren die Nachrichten, welche die Justizbeamten aus Wales zurückgebracht, und demzufolge strengte nun der Coroner gegen diese angesehene Familie in Wales einen Proceß an. Er klagte den neuen Baronet an, daß er den eigentlichen Erben der Güter, seinen Stiefschwager, auf gewaltsame Weise entfernt, ihn in ein Irrenhaus gebracht und ihn für todt ausgegeben habe, um die Güter desselben für sich in Beschlag zu nehmen.

Der Proceß machte natürlich viel Aufsehen, man sprach davon in allen Zeitungen, und es gab natürlich wie immer Parteien; die Einen, welche behaupteten, der junge Mann sei wirklich irrsinnig und durchaus nicht

fähig, den Besitz der Güter zu übernehmen, und demgemäß fiel nach dem Gesetze die Erbfolge auf den Lehnsvetter; die Anderen, welche behaupteten, der junge Mann sei auf ganz widerrechtliche Weise von seiner Familie als Kranker behandelt und auf diese grausame und schauerliche Weise des Besitzes seiner Güter und vielleicht sogar auch jetzt seiner Vernunft beraubt. Eine dritte Partei dagegen behauptete, daß der junge Mann, der mit seiner unglücklichen Geschichte so viel Aufsehens mache, nur ein geschickter und listiger Betrüger sei, der auf diese Weise versuchen wolle, sich in den Besitz jener Güter zu setzen, und sich, vielleicht durch irgend eine Aehnlichkeit verleitet, für den verstorbenen jungen Baronet ausgab. Man schrieb in allen Journalen und Zeitungen für und wider, und es war daher natürlich, daß, als der Proceß zur öffentlichen Verhandlung kam, ganz London gespannt war auf den Ausgang desselben. Alle Plätze in dem großen Gerichtssaal waren schon vor der Zeit von einem eleganten und ausgewählten Publikum eingenommen. Und draußen vor der Thür wogte eine Menge Volkes auf und nieder, in großer Spannung jede Nachricht, welche von Kingsbench heraustönte, erwartend.

Der Coroner hielt erst eine lange Anklagerede und dann kamen die Reden der beiden Anwälte für und

wider; glänzende Reden und spitzfindige Auseinandersetzungen, mit welchen der Eine die Schuld der Angeklagten, der Andere die betrügerische Absicht des Klägers darzulegen trachtete. Diesen Reden dann folgte die Vernehmung der Zeugen. Und als jetzt der arme Unglückliche mit bleichem Gesicht und zitternder Gestalt eingeführt ward in den Saal, ging ein Gemurmel des Mitleids und der tiefsten Theilnahme durch die Zuhörerräume, während zugleich andererseits ein lautes Zischen und Grunzen seiner Gegner sich hörbar machte.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes forderte den jungen Mann auf, seine Erlebnisse in dem Krankenhause zu erzählen. Er that das kurz, nur mit schlichten Worten, die widerstrebend von seinen bleichen schmalen Lippen hervorgingen, und während er sprach, schaute er mit ängstlicher Miene umher und bebte in sich zusammen, als er da drüben auf der langen Bank der Angeklagten den Baronet von Mildington mit seiner Gattin erblickte, die mit finsteren Blicken und verächtlichem Lächeln zu ihm hinüberschauten. Nachdem man die Aussagen des jungen Mannes vernommen, gebot der Richter, den ersten Angeschuldigten, den Doctor Wilkinson, eintreten zu lassen. Das Publicum erhob sich von seinen Sitzen und schaute mit einem Ausdruck unaussprechlicher Neugierde zu dem kleinen, zierlich

gekleideten Herrn hin, welcher jetzt mit ruhiger Miene und einen Ausdruck vollkommener Sicherheit in den Gerichtssaal eingeführt wurde. Kaum aber war dies geschehen, als der junge Mann mit einem lauten Aufkreischen sich von seinem Sitze erhob, dann wie ein gehetztes Wild durch den Saal dahinrannte und sich in einer Ecke hinter den dort aufgestellten Constablern zusammenkauerte.

Der Doctor Wilkinson schaute mit einem triumphirenden, stolzen Lächeln um sich her. „Meine Herren", sagte er dann, sich zu den Gerichtsherren wendend, „ich glaube, Sie werden sich jetzt durch den Augenschein überzeugen können, nicht blos, daß dieser junge Mann wahnsinnig ist, sondern auch, das er sich schuldbewußt fühlt. Er sucht sich zu verkriechen, weil er weiß, daß ich gekommen bin, meinen Patienten, der meiner Pflege übergeben ist, zurückzuholen." Dann befahl er dem jungen Manne mit gebieterischer Stimme, zu ihm zu kommen. Er zögerte anfangs und kauerte sich nur tiefer hinter den Constablern nieder, doch nachdem der Doctor zweimal seinen Befehl wiederholt, richtete er sich ächzend auf und schlich, gebeugt und zitternd, zu ihm heran. Es war ein entsetzlicher, furchtbarer Anblick, diese Verwandlung in dem Gesichte des jungen Mannes zu sehen und die kriechende Demuth und die angstvolle

Unterwürfigkeit zu beobachten, mit welcher er sich dem Doctor nahte, demüthig wie ein Sklave, der die Peitsche des Aufsehers fürchtet; dies wenigstens war das Gefühl derjenigen, welche mit mitleidsvollen Augen den Unglücklichen betrachteten. Der Doctor herrschte den jungen Mann an und fragte ihn mit stolzen Worten weßhalb er sich unterfangen habe, zu entfliehen. Er stammelte kaum hörbar: „Ich weiß es selbst nicht. Ich war krank, sehr krank.“ Und dann auf einmal stürzte er auf seine Knie nieder und die Hände erhebend zu dem Doctor, der stolz aufgerichtet vor ihm stand, rief er mit krächzender Stimme: „Vergebung, Vergebung! Gehe nicht ins Gericht mit mir.“

Die kleinen blitzenden Augen des Doctor Wilkinson schauten hinüber zu den Richtern: „Ich bitte die Herrn von der Justiz und den Lord-Oberkanzler, die Gerichtsärzte kommen zu lassen, damit sie ihre Aussagen wiederholen, dieser junge Mann sei nicht wahnsinnig“, sagte er. „Wir werden das nachher thun“, erwiderte der Lord-Oberrichter, „zuerst wollen wir Ihre Aussage empfangen.“

Uud es wurden nun an den Doctor die üblichen Fragen gerichtet, nach seinem Namen, Herkommen, wo er wohne uud welches seine Beschäftigung sei.

Der Doctor erzählte mit ruhiger Miene und voll-

kommener Unbefangenheit, daß er hier in London ein Krankenhaus eingerichtet habe, daß er sich hoher und glänzender Kundschaft erfreue, daß er auch sehr wählerisch sei mit seinen Patienten und nur solche in seinem Krankenhause aufnehme, welche besonderen und angesehenen Familien angehörten, weil diese allein ihm die Garantie gewährten, daß seine christliche Liebe und Barmherzigkeit nicht von Betrügern und Schwindlern ausgebeutet werden könne. „Denn ich weiß", fuhr der Doctor pathetisch in seiner Rede fort, „ich weiß, daß es hier in London zu unserem Unglück und unserer Schmach Häuser gibt, in welchen eigennützige und betrügerische Verwandten ihre Angehörigen heimlich aufnehmen und verbergen lassen, um sich dadurch Vortheile, sei es in der Erbfolge oder anderen Dingen zu erwirken. Ich kenne ein Haus, in welchem man jahrelang eine junge Frau als Wahnsinnige quälte und marterte, indessen man sie draußen in der Welt als gestorben ausgab und ihr Ehegatte, der zugleich ihr Vermögen gewann, sich anderweitig verheiratet hatte. Die Sache machte damals Aufsehen, weil sein angetrautes Weib, die Mutter seiner Kinder, die Nichte eines Bischofs war. Ich kenne eine andere Geschichte, wo ein reicher Bierbrauer, dessen Bruder die Baronetschaft geerbt hatte, diesen unglücklichen Bruder heimlich

entführte und ihn in dasselbe Krankenhaus, wo das unglückliche Weib gelitten hatte, brachte, während er vor Gericht einen Brief producirte, in welchem ihm sein Bruder meldete, daß er nach Amerika auswandern wolle, weil ihn das Leben in England langweile. Man wartete dann zwei Jahre auf die Wiederkehr des Bruders, und als er nicht kam, nahm der Bierbrauer von der Baronie Besitz und ward Baronet, indeß sein Bruder als Irrsinniger in jenem Krankenhause weilte. Ich kenne alle diese Geschichten, meine Herren und ich weiß, zur Schande unserer Freiheit, daß gerade unter dem Deckmantel dieser Freiheit, welche den Engländer stolz sagen läßt: „My house is my castle“, die entsetzlichsten Verbrechen begangen werden können gegen die Freiheit der Menschen. Wenn ich dennoch selber in London ein Krankenhaus eingerichtet habe, so geschah es ja gerade, um diesen heimlichen Verbrecherstätten und diesen unnatürlichen Mordgruben entgegenzutreten und den edlen Familien, welche ihre Kranken würdig unterzubringen trachten, ein Asyl zu öffnen, in welchem sie sicher sind, sie mit Liebe und Sorgfalt behandelt zu wissen. Ich fordere den Lord Oberrichter auf, seinen Beamten in mein Haus zu schicken und die Krankensäle und Zimmer untersuchen

zu lassen. Man wird dort leider viele Kranke finden, aber keinen, welchen ich der Justiz zu verbergen trachte. Dasselbe gilt von diesem Unglücklichen hier", fuhr er fort, indem er hindeutete auf den jungen Mann, der immer noch zu seinem Füßen lag und das Haupt in seinen Händen verborgen hielt. „Er hat in einem Anfalle des Wahnsinns mit Hilfe eines treulosen, von ihm bestochenen Wärters entfliehen können. Ich forschte in der Stille mehrere Wochen nach ihm und benachrichtigte ganz in der Stille seine Familie, denn gerade um dieser Familie willen suchte ich die Oeffentlichkeit zu vermeiden. Dann aber, als es vergeblich war, ihn aufzufinden, wendete ich mich selbst an die Gerichtsbehörte und forderte von ihnen, Nachforschungen zu halten. Man wird mir zugeben, daß ich nichts verheimlicht und beschönigt habe, sondern frei und offen alle Verhältnisse darlegte. Und jetzt will man mich anklagen und beschuldigen? Weßhalb? Ich weiß es nicht. Aber ich erwarte mit Ruhe und in vollem Bewußtsein meiner Unschuld die Entscheidung unserer Richter."

Als er geendet hatte und mit stolzem Blicke um sich schaute, ging ein lautes Beifallsgemurmel durch die Reihen der Zuhörer, und der Vorsitzende des Gerichtes mußte mit strengem Tone die Weisung ergehen lassen, daß man die Zuhörerräume leeren müsse, wenn die Zu-

hörer sich nicht fortan still verhielten. Den ganzen Tag hatten die Verhöre, die Reden für und wider gedauert, dann hatte die Jury mehrere Stunden lang in ihrem verschlossenen Zimmer zugebracht und es war spät am Abend, als die harrende ungeduldige Menge den Anspruch der Jury empfing. Dieser hieß: „Nichtschuldig" für den Doctor Wilkinson, und sie berechtigte denselben, nach dem Willen des Baronets seinen unglücklichen, irsinnigen Schwager wieder in seine Anstalt aufzunehmen. Die Menge draußen hatte diese Entscheidung der Jury mit lautem Murren aufgenommen, und noch tagelang nachher war ganz London in Bewegung gewesen über diese Entscheidung; denn die öffentliche Meinung, obwol die Jury ihn für unschuldig erklärt hatte, hielt doch den Doctor Wilkinson für schuldig des angeklagten Verbrechens, einen unschuldigen und durchaus nicht geisteskranken Menschen in seine Heilanstalt aufgenommen zu haben, weil er durch hohe Summen von der reichen Familie des angeblichen Kranken bestochen sei, und man trug sich in London umher mit allerlei schauerlichen Geschichten von diesem Doctor, der noch andere Opfer so grausamer Verwandten in seinem Hause berge, obwol die Justizbehörde, welche auf seinen eigenen Wunsch das Haus besuchte, nirgends etwas Verdächtiges gefunden."

„Das ist eine schauerliche, fürchterliche Geschichte“, sagte Sophie, als sie jetzt das Zeitungsblatt auf den Tisch niederlegte. „Wirklich, mir zittert das Herz bei dieser Geschichte, und ich weiß nicht, mir ist so angst und weh, daß ich Dich um Verzeihung bitten muß, mein Vater — ich kann nicht weiter lesen.“

„Es ist auch wahrlich genug an dieser Schauergeschichte“, sagte der Pastor mit einem leisen Lächeln. „Ich beklage es, daß wir gerade einer solchen Lectüre begegnen mußte. Ich wollte mich ein wenig von anstrengender Arbeit zerstreuen, und statt dessen muß ich erfahren, was mir die Seele erschauern macht und was mich mit Entsetzen hineinblicken läßt in die Tiefen des Menschenherzens. Zu solchen Abwegen führt der Unglaube, die Eitelkeit der Welt! Denn nur die Eitelkeit ist es, welche den Baronet verleiten konnte, so aller christlichen Liebe und allem Mitleid zu entsagen und in die Netze, welche der Teufel ausgespannt hat, sich verstricken zu lassen.“

„Du glaubst also an die Unschuld des armen jungen Mannes?“ fragte Sophie. „Du glaubst auch, daß dieser Doctor Wilkinson ein furchtbarer Betrüger, ein Mörder des Geistes ist?“

„Ich glaube es, ja ich bin fest davon überzeugt“, sagte der Pastor, „und gerade das erfüllt mich mit

Schmerz und Abscheu, daß ein Arzt, welcher doch den heiligen Beruf hat, das Leben, welches der Herr geschaffen hat, zu heilen, seine unheiligen Mittel anwendet wider den Geist, welcher von Gott ist. Doch wir wollen gar nicht mehr davon reden! Es betrübt mich, nur daran zu denken, und ich will hinaufgehen und mich erbauen an einer heiligen Lectüre, die allein die Seele erhebt und das Herz erquickt. Ich will in der Heiligen Schrift lesen."

Er stand auf, nahm das Zeitungsblatt, welches Sophie auf den Tisch gelegt hatte, an sich und begab sich wieder hinauf in sein Studirzimmer.

Er hat wol Recht gehabt: der Teufel erwartet ihn immer an der Schwelle seiner Thür; er tritt mit ihm ein in dieses stille Gemach und er flüsterte in sein Ohr Worte, die nicht in der Heiligen Schrift stehen, über welche der Pastor jetzt sein Angesicht niederbeugt während das Zeitungsblatt neben ihm liegt.

Er versucht zu lesen; er möchte sich vielleicht gerne selbst diesen unheimlichen Zuflüsterungen entziehen aber er weiß nicht, was er liest. Die Worte der Heiligen Schrift sind für ihn gedruckte Worte, welche die Augen sehen, aber von denen das Herz nichts begreift. Endlich stößt er das Buch wieder beiseite, faßt mit krampfhaftem Blicke wieder nach dem Zeitungsblatt

und überliest die ganze Geschichte noch einmal. Und der Teufel steht hinter ihm und schaut ihm über die Schulter und flüstert in ihm, als er jetzt das Zeitungsblatt wieder niederwirft und das Haupt zurücklehnt in den Stuhl. Er flüstert in ihm mit leisem, unheimlichem Tone.

„Wie schade, daß du nicht in England bist! Wie schade, daß du den Doctor Wilkinson nicht kennst; er könnte dir helfen. Ja, er könnte dir helfen.“

Er schauert in sich zusammen und liegt da auf dem Lehnstuhl und träumt mit offenen Augen. Er denkt an den Baronet, welcher so kühn und entschlossen sich des lästigen Verwandten entledigt hatte, der zwischen ihm und dem reichen Besitzthum stand. Er malt es sich aus, der Herr Pastor, während er da in dem Lehnstuhl liegt, bewegungslos, mit zwei geöffneten Augen; er malt es sich aus, wie viel Gutes er stiften könnte, wenn er reich wäre. Was thut mein Bruder mit seinem vielen Gelde und was wird Marco damit thun, Marco, sein Erbe! Wie schade, daß Marco der Erbe meines Bruders ist!“

Er nimmt das Zeitungsblatt wieder zur Hand und überliest es noch einmal, und leise wiederholt er sich: „Ich wollte, daß ich den Doctor Wilkinson kennte; wie schade, daß ich nicht in England bin!“

Er geht lange in seinem Gemach auf und ab, sein Schritt ist fest und sein Fuß strauchelt nicht, obwol der Teufel, wenn er existirt, sicherlich doch in diesem Gemach heute seine Netze ausgespannt hat, damit der fromme Pastor in dieselben hineinfalle.

Er geht lange und gedankenvoll immer auf und ab festen Schrittes und horchte auf die Stimmen in seinem Innern. Aber er hört auch, was da außen geschieht, hört, wie die Pastorin jetzt mit langsam gewichtigem Schritt die knarrende Treppe heraufkommt.

Da springt er eilig nach der Thür zu und verriegelt sie von innen, und als die Pastorin anklopft und ihn auffordert, hinunterzukommen zum Abendessen, ruft er ihr zu, er habe kein Verlangen nach irdischer Speise, er sei mit der Ausarbeitung der Predigt für den künftigen Sonntag beschäftigt, und man solle ihn nicht stören.

Dann bleibt er stehen und horcht auf ihren Schritt, der langsam wieder die Treppe hinuntergeht, und wandert dann wieder auf und ab, rastlos, als habe er einen Weg abzuwandern in seinem Gemach, wie es oft die frommen Katholiken zu thun haben, wenn sie eine Strafe abbüßen und auf Befehl ihres Beichtvaters in ihrem Gemach die lange Wanderung nach Jerusalem abzugehen haben als Buße für ihre Sünden.

Endlich, ganz erschöpft und ermattet, setzt er sich nieder vor seinen Schreibtisch und zündet mit dem Streichholz sich selber die gelbe Schiebelampe an, die ihm zu seinen Studien so manche Nacht geleuchtet hat auf diesem Tisch. Sie leuchtete ihm auch heute zu seinen Studien.

Aber sind das wirklich heilige Studien? Ist er wirklich beschäftigt mit dem Worte Gottes, wie er der Frau Pastorin gesagt hatte?

Dort liegt es aufgeschlagen neben ihm, das heilige Buch; aber er schaut nicht hinein und wendet den Blick nicht zu ihm hin, sondern heftet ihn starr und unverwandt auf das englische Zeitungsblatt, das er vor sich hat, und liest die ganze grauenvolle Geschichte von dem Doctor Wilkinson, welcher den reichen Erben als Gefangenen in seinem Krankenhause jahrelang beherbergte nnd aus einem Gesunden einen Kranken machte, liest sie immer wieder und prägt Alles ganz genau seinem Gedächtnisse ein.

Die nächsten Tage ist der Herr Pastor sehr gedankenvoll und still; er kümmert sich wenig um das, was außen um ihn geschieht; er scheint ganz vertieft in sein eigenes Denken und Sinnen und antwortet nur einsilbig auf die theilnahmsvollen Fragen der Pastorin.

Er geht in der nächsten Zeit gar nicht, wie er sonst so oft gethan, hinauf auf das Schloß, und er fragt auch Sophie nicht, wie es den Verwandten ergehe.

Am nächsten Sonntag begibt er sich in die Kirche und predigt zu seiner Gemeinde mit begeisterten Worten und spricht zu ihnen von dem einzigen Gute, nach welchem wir Menschen alle trachten müssen, von der Liebe Gottes und von der Barmherzigkeit, und er ermahnt sie mit gar frommen Worten, daß sie sollen das irdische Gut verachten und nur nach dem himmlischen Gute sich sehnen, und daß sie mit dem Bettler theilen sollen das letzte Stück Brot, und denen, welche sie um den Rock bitten, auch den Mantel geben sollen, wie es der Herr Jesus Christus befohlen hat in seiner Bergpredigt.

„Was nützet uns irdisches Gut und irdische Habe, wenn wir nicht besitzen das einzige unvergängliche Gut: ein reines Gewissen, und wenn nicht die Liebe Gottes unsere höchste Habe ist?"

Er spricht gar gewaltig und gar eindringlich heute der Herr Pastor, und die armen Bauern, welche sich mühen die ganze Woche um des Lebens Nothdurft willen, die fühlen sich heute gar stolz und erhoben in dem Bewußtsein ihrer Armuth und schauen, als sie

aus der Kirche heimkehren, stolzen Blickes hinauf auf dem Schlosse ihres Gutsherrn.

Der Pastor, als er aus der Kirche heraustritt schaut auch empor zu dem Schloß drüben auf dem Hügel, und ein seltsames boshaftes Lächeln zuckt einen Moment um seine schmalen, blutlosen Lippen; dann senkt er das Haugt demuthsvoll nieder, und mit der Bibel in den beiden gefalteten Händen kehrt er heim in das Pfarrhaus.

Die Pastorin kommt ihm entgegen und meldet, daß ein Bote vom Schlosse gekommen und den Herrn Pastor mit der Tochter einladet zum Mittagessen heute. Er lehnt es ab, ihn gelüstet nicht nach weltlicher Speise; aber Sophie mag hinaufgehen. Er ruft sie zu sich und trägt ihre zärtliche Grüße auf an seinen Bruder und an die edlen schönen Damen.

Wie er das sagt, schaut er hinüber nach seiner Gattin, und er sieht, wie die Frau Pastorin verächtlich mit den Lippen zuckt, und das ruft wieder ein Lächeln auf seine Lippen.

„Ja, die zärtltchsten und herzlichsten Grüße für meinen theuren Bruder und den Damen vermelde und sage ihnen, daß ich glücklich sein würde, sobald es mir meine Pflichten und meine Studien gestatten, wieder

eine Stunde bei den geliebten Freunden und Verwandten dort zuzubringen; das melde dort oben!"

Er nickt seiner Tochter zu und schreitet dann wieder die Treppe hinauf nach seinem stillen Zimmer, und Sophie bleibt drunten an der Treppe stehen; gedankenvoll schaut sie dem Vater nach und wiederholt sich im Geiste jedes Wort, das er gesprochen und prüft von jedem Worte den geheimen Sinn.

Was ist es mit ihrem Vater, was hat er vor?

Sie glaubt nicht an ihn, sie allein läßt sich nicht täuschen von seinen Worten; denn die Liebe zu dem einzigen, zu dem fernen theuren Freunde macht ihr den Blick scharf und hat den Argwohn in ihr Herz gelegt, den Argwohn gegen den eigenen Vater!

„Wehe mir, wehe, daß es so ist; aber ich mißtraue seiner Zärtlichkeit und ich glaube nicht an seine Liebe!"

So flüstert Sophie gedankenvoll und ängstlich in sich selber und ihr Schritt ist langsam und sie hat das Haupt gesenkt, als sie den Weg hinaufgeht zu dem Schlosse. Aber als sie am Abend heimkehrt, da ist ihr Schritt beflügelt, ihr Angesicht strahlt, ein tiefes glühendes Feuer leuchtet aus ihren Augen und ihre Seele ist voll Freude und Jubel. Es steht etwas in ihrem Angesichte geschrieben und der Herr Pastor liest es wol

in demselben, als sie eben, da er mit der Gattin sein Abendbrod einnimmt, zu ihnen eintritt und mit hastigen, eilenden Worten ihnen die Grüße von den Verwandten meldet.

Er wirft einen langen prüfendeu Blick in ihr Angesicht. Aber er fragt sie nicht, weshalb es so leuchtet und weßhalb ein so glückliches Lächeln ihre — Purpurlippen umspielt. Die Frau Pastorin aber grollt der Tochter, daß sie so spät kommt und daß sie ihre Zeit vergeude droben im müßigen Geplauder mit den eitlen und faulen Damen. Und sie versteht es, die innere Freude Sophiens zu dämpfen und den Glanz in ihren Augen und das Lächeln von ihren Lippen zu verdrängen.

Der Pastor unterbricht endlich seine keifende Gattin, indem er ihr und der Tochter den Abendgruß spendet und sie auffordert, mit ihm das Abendgebet zu beten

Dann wünschte der Pastor ihnen gute Nacht und geht wieder hinauf in sein Arbeitszimmer.

Die Lampe steht auf seinem Schreibtisch und beleuchtet das Zeitungsblatt und die Bibel, welche dicht daneben liegt und heute nicht einmal aufgeschlagen ist. Durch die unverhüllten Fenster scheint der Vollmond hinein und wirft einen langen silbernen Streifen durch das Gemach. Im Hause ist alles still geworden. Die

Pastorin hat sich längst zur Ruhe begeben, und auch Sophie ist schon vor langer Zeit hinaufgegangen in ihr Gemach. Er hat es gehört trotz seines Auf- und Abwandelns, und er ist stehen geblieben und hat gehorcht, wie sie die Thür hinter sich zudrückte.

„Schiebt sie den Riegel vor?“ Er fragt es, dann lächelt er über sich selber. Er weiß ja, die Frau Pastorin hat es ihr streng verboten, sich einzuriegeln, es könnte ein Unglück geschehen, während der Nacht es könnte Feuer ausbrechen und man könnte sie vielleicht dann nicht retten.

Sie würde es nicht hören, wenn jetzt ihre Thüre geöffnet würde und Jemand zu ihr einträte. Der erste Schlummer ist der festeste, und zudem ist der Hausflur, welcher von seinem Gemach hinüberführt nach dem ihren, mit einer dicken Strohmatte bedeckt, welche jeden Schritt unhörbar macht.

„Ja, ich will hinübergehen!“ flüsterte der Pastor leise in sich hinein. „Sie hat sicherlich heute einen Brief von Marco empfangen! Ich las es auf ihrem Angesicht. Ich will hinübergehen, denn ich muß wissen, was er schreibt!“

Er öffnet mit einem schnellen Ruck vorsichtig seine Thür. Sie hat nicht geknarrt, hat kein Geräusch gemacht. Der Mond scheint durch die Fenster über den

Vorplatz hin und wirft den Schatten der dahinschleichenden Gestalt bis über die Treppe. Jetzt steht der Pastor an der Thür, die zum Zimmer seiner Tochter führt.

Still! Er horcht! Es ist so still ringsum, daß er ganz deutlich die leisen Athemzüge der Schlafenden drinnen in dem Gemach vernimmt. Nun legt er die Hand auf den Drücker und leise öffnet er die Thür. Sie hat auch nicht geknarrt.

Jetzt steht er in dem Gemach. Da liegt auf dem einfach mit weißem Linnen bedeckten Bette seine Tochter. Der Mond scheint durch das Fenster gerade über das Bett hin. Sie hat die Vorhänge nicht geschlossen sie hat gewiß, bevor sie einschlummerte, noch zu dem Monde hinauf die Grüße für den fernen Geliebten gesendet; sie hat dem Monde erzählt von ihrer Sehnsucht, von ihrer Liebe und hat ihm die süßen Geheimnisse ihres Herzens gekündet. Ja, ein seliger Ausdruck liegt noch auf dem Angesicht der Schlummernden.

Wo nur der Brief sein mag? Das ist das Einzige, welches die Gedanken des Pastors beschäftigt, als er jetzt dicht zu dem Bette herangeschlichen ist. Sie hat ihn doch sicherlich ins Bett mitgenommen; es ist ihr letztes Abendgebet, ihr Rosenkranz der Liebe gewesen.

Er neigte sich tief über das Bett. Sophie hat

die Hände über der Brust gefaltet, und in diesen gefalteten Händen sieht er jetzt beim Mondeslicht ein Stück Papier.

Das ist der Brief, den er sucht. Er darf es nicht wagen, das Papier, das sie so fest umschlossen hält, ihren Händen zu entreißen; sie würde dabei erwachen. Was nun beginnen? Was nun thun?

Er bleibt neben dem Bett stehen und schaut unverwandt nieder auf die Gestalt der Schlummernden und ihre unschuldsvolle Schönheit; ihr lächelndes Antlitz mit den geschlossenen Augen rührt ihn nicht. Er beobachtet nur ihren Schlummer und jetzt leuchtet ein spöttisches Lächeln über sein Angesicht hin. Sie hat sich im Schlafe bewegt, sie hat im Schlafe den Namen Marco geflüstert und sie hat die rechte Hand mit dem Papier zu ihren Lippen geführt und hat es geküßt. Dann hat die Hand erschlafft sich leise gesenkt, das Papier ist herausgefallen aus den zarten Fingern und ruht jetzt auf ihrer Brust. Die Hand des Pastors streckt sich darnach aus, wie die Geierkrallen nach der armen Taube, und er erfaßt es schnell und schleicht hinaus nach seinem Gemach. Dort faltet er das Paauseinander und liest es beim Schein der Lampe. Ja, er hat sich nicht getäuscht, es ist ein Brief von Marco! Liebesbetheuerungen, Versicherungen ewiger

zärtlicher und schmerzlicher Sehnsucht, seliger Hoffnung auf das Wiedersehen!

Was kümmern ihn die Liebesbetheuerungen! Aber das Wiedersehen, das ist es, was er wissen muß! Ja, er schreibt von einem baldigen Wiedersehen; er schreibt ihr, daß seine Geschäfte beendet sind, und daß er in den nächsten Tagen schon von Newyork abreisen wird.

„Ich mache mit demselben Dampfer die Rückreise, mit welchem ich die Hinreise gemacht habe", so schreibt er ihr, „und weißt Du, Geliebteste, weßhalb? Der Dampfer gehört zu den Wettcompagnien, welche die Fahrt von Newyork nach London machen wollen, um Einer den Andern zu überbieten an Schnelligkeit. Man sagt mir, daß das Schiff, auf welchem ich reisen werde, sicherlich den ersten Preis gewinnen und zuerst in London ankommen wird. Dies ist der Grund, weßhalb ich mit ihm reise, um so rasch wie möglich bei den Meinen und bei Dir zu sein, Geliebteste. In vier Wochen spätestens bin ich bei Dir, das heißt in meinem Paradiese!"

„In vier Wochen also", murmelte der Pastor, nachdem er zweimal den Brief gelesen; dann beugt er sich nieder, nimmt eine Feder und schreibt hastig einige Notizen auf ein Blatt-Papier, merkt sich das Datum,

an welchem der Schnellsegler abgehen wird von Newyork und den Namen des Dampfers. Dann faltet er das Papier zusammen, schleicht wieder hinüber und läßt es wie ein welkes Blatt niederfallen auf die Brust der Schlummernden.

Am nächsten Morgen scheint der Herr Pastor wieder ganz verwandelt. Er ist nicht mehr so gedankenvoll und so trübe, seine Stirn ist nicht mehr umwölkt, und er ist nicht mehr so schweigend und unzugänglich. Er plaudert mit Sophie und seiner Gattin beim Kaffee, am Frühstückstisch und fragt sie mit gleichgiltigen Mienem, ob man Nachricht habe von Marco. Sophie erzählt ihm, daß Marco geschrieben und daß er bald heimkehren werde.

„Das ist schön", erwidert der Herr Pastor, leise das Haupt neigend, „das freut mich für meinen armen lieben Bruder."

„Warum nennst Du ihn arm?" fragte die Pastorin mit ihrer giftigen Stimme.

„Warum? Weil er krank ist", antwortete er theilnahmsvoll, „kränker, als er selber glaubt. Doch genug davon, ich habe zu thun, ich will an Johannes Streber schreiben; ich versprach Dir neulich, liebe Cornelia", fuhr er fort, sich mit einem sanften Lächeln an seine Frau wendend, „ich versprach Dir neulich, Dir die

Pläne, welche mich beschäftigen, mitzutheilen; jetzt sind sie gereift, ich will an Johannes Streber schreiben, und weißt du warum? Ich will ihn bitten, für mich in Berlin Quartier zu bereiten."

„Dú willst nach Berlin reisen?" fragte seine Frau mit dem Ausdrucke unaussprechlichen Erstaunens ihn anstarrend, während Sophie einen mißtrauischen Blick auf ihren Vater heftete.

„Ja, nach Berlin", erwiderte er ruhig. „Ich habe lange mit mir gerungen, ehe ich einen festen Entschluß fassen konnte; jetzt ist er gefaßt! Johannes Streber schildert mir das Leben in Berlin uuter dem frommen, geistreichen Könige und er fordert mich auf, hinzukommen und mir dort eine Anstellung zu suchen, welche, wie der gute Mann in seiner Vorliebe für mich schreibt, besser meinen Talenten und meiner Befähigung entspräche. Ich will hingehen und sehen, ob Alles sich so verhält, wie er mir schreibt, und ob sich für mich vielleicht da eine Gelegenheit bietet zu einer würdigen Anstellung."

„Ich wollte, es gelänge dir", sagte die Pastorin lebhaft, „ich würde glücklich sein, von hier fortzukommen."

Der Pastor hörte nichts von ihren Worten; er wendete sich an Sophie und sagte ihr, sie solle hinauf-

gehen aufs Schloß und und seinem Bruder melden, daß er kommen würde, Abschied zu nehmen.

„Ich bin der Meiuung, daß man das, was man beschlossen hat zu thun, nicht aufschieben soll bis morgen. Ich reise morgen und schreibe heute an Johannes Streber, daß er mir Quartier bereite."

Er geht eilenden Schrittes hinaus, um nicht vielleicht noch die neugierigen Fragen seiner Gattin anhören zu müssen.

Am Nachmittag begibt er sich hinauf in das Schloß. Der Diener, welcher ihm entgegenkommt, macht ein gar trauriges Gesicht und die Thränen stehen ihm in den Augen, als der Pastor nach dem Herrn Baron fragt.

„Ach, Herr Pastor, es ist gewiß gut, daß Sie kommen, denn unser Herr ist erkrankt. Wir haben schon nach dem Doctor schicken müssen, er hat einen Blutsturz gehabt, der arme liebe Herr Baron."

Der Pastor schreitet hastig an ihm vorüber, die Treppe hinauf und Niemand hört, wie er leise in sich hineinmurmelt: „Es ist die höchste Zeit!"

Die Baronin kommt ihn schon an der Treppe entgegen; sie reicht ihm beide Hände dar, und die Thränen stürzen ihr aus den Augen.

„Mein geliebter Alphons ist krank! Ach wie gut

ist es, daß Sie kommen, lieber Schwager, wir bedürfen so sehr des Trostes und des Beistandes."

„Es wird hoffentlich vorübergehen! Es wird nichts Schlimmes sein, beruhigen Sie sich, liebe, theure Schwägerin! Es hat ein jeder wol einmal einen krankhaften Anfall; aber es wird nicht schlimm sein! Ihre ängstliche Liebe sieht Alles nur zu schwarz und beunruhigt sich zu sehr."

Der Baron lag lang ausgestreckt auf dem Divan als sein Bruder, gefolgt von der Baronin, zu ihm eintrat. Sein Angesicht war bleich, seine Augen tief eingefallen; aber sie schauten zu dem Bruder hin mit freundlichem Ausdruck, und sie strahlten höher auf in Liebe und Zärtlichkeit, als die Baronin jetzt zu ihm herantrat und niederkniete vor seinem Lager, seine schmalen weißen Hände in die ihren nahm und einen Kuß auf dieselben drückte.

„Vergib mir, theuerste Olympia, daß ich Dir Sorgen bereite", flüstert er leise, „aber es wird vorübergehen, bald vorübergehen! Sorgt Euch nicht um mich."

Olympia sagt ihm in der Zärtlichkeit ihrer Liebe, daß sie gar keine Sorge um ihn hat, und sie bannt ein Lächeln auf ihre Lippen und scheint heiter und ruhig, während sie mit ihm spricht.

Auch der Pastor hat eine ganz heitere, ganz sorglose Miene angenommen und spricht mit leiser gedämpfter Stimme zu seinem Bruder von gleichgiltigen Dingen.

„Man soll sich nicht aufregen, man soll sich hüten vor jeder Exaltation", sagt er mit einem freundlichen Kopfnicken, „ein solcher Anfall geht vorüber, und der liebe Alphons ist ein so gesunder kräftiger, noch junger Mann; er wird sich nach wenigen Tagen schon erholen."

Der Baron streitet nicht, er lächelt, mit dem Kopfe nickend, seine Zustimmung und schließt dann die Augen; denn er fühle sich doch ein wenig matt und leidend, sagt er.

Sie schleichen leise auf den Fußspitzen hinaus, vielleicht wird er schlafen und der Schlaf wird ihn stärken.

Eben ist der Doctor eingefahren in den Hof. Die Baronin geht ihm schnell entgegen und fordert ihn auf, sogleich zu ihrem Gemal zu gehen; dieser hat es ausdrücklich so gewünscht. Doctor William solle ganz allein kommen, von Niemandem begleitet.

Doctor William nickt ihr zu und begibt sich zu dem Baron in das Gemach.

Das feine Ohr des Kranken hatte schon sein

Kommen gehört, und er streckt ihm beide Hände entgegen.

Doctor William eilt zu ihm heran und beugt sich über ihn. „Was war es, Herr Baron? War es ein schlimmer Anfall?"

„Ja", sagt er leise, „ein sehr schlimmer Anfall! Ach lieber Doctor, wie beklage ich es, daß meine theure Olympia nun mein entsetzliches Geheimniß erfahren hat; aber ich konnte es ihr nicht länger verbergen. Das Blut stürzte aus meinem Munde hervor, während sie bei mir war. Arme Olympia!"

Er dachte selbst in dieser Stunde des Leidens nicht an sich, nur an sie, welche er liebte und welche für ihn die Sonne seines Daseins war.

„Doctor", fragte er dann, nachdem der Arzt alle Symptome erforscht und geprüft hatte, „Doctor, sagen Sie ehrlich, werde ich jetzt schon sterben?"

„Nein!" erwiderte Doctor William mit dem Ausdruck der Wahrhaftigkeit, „Sie werden noch nicht sterben, Sie werden sich erholen, glauben Sie es mir. Die Sonne wird mächtiger und stärker, und die Sonne wird Ihnen die Kraft wiedergeben. Nein, fürchten Sie nichts."

„Ich fürchte nichts", erwiderte der Baron mit ruhiger Stimme. Nur das eine wünschte ich noch; ich

möchte meinen Sohn wiedersehen; ich möchte die Beruhigung haben, daß er das, um welches ich ihn ausgeschickt, heimbringt. Sagen Sie, Doctor, glauben Sie wol, daß ich noch drei Wochen leben kann, bis daß Marco wieder hier ist?"

„Ja, ich hoffe es", erwidert der Doctor, aber er vermeidet es, den großen, fest auf ihn gerichteten Blicken des Barons zu begegnen.

„Sie hoffen es!" wiederholte er mit einem tiefen Seufzer. „Ich verstehe, lieber Doctor; Sie hoffen es, aber Sie wissen es nicht gewiß. Nun, vielleicht ist Gott gnädig und gönnt mir das Leben, bis Marco wieder bei mir ist; aber sagen Sie nichts von Ihren Befürchtungen zu meiner Gattin; sagen Sie ihr nur von Ihren Hoffnungen."

Der Doctor sagte der Baronin auch nichts davon; er sagte, sie solle nur Muth fassen, sie solle nicht weinen und solle vor allen Dingen dem Baron kein trauriges Gesicht und keine ängstliche Miene zeigen, sondern ihm harmlos und freundlich begegnen. Es werde Alles vorübergehen und der Baron werde wieder genesen.

„Gott gebe es, Gott gebe es", seufzte Olympia mit einem Blick zum Himmel. „Ach, lieber Schwager, stehen Sie mir bei und trösten Sie mich; ich ängstige

mich so sehr! Ach, wenn doch Marco erst wieder hier wäre — —"

„Ach wenn doch Marco erst wieder hier wäre!" wiederholte der Pastor, da er heimgekehrt von seinem Besuche und wieder allein in seinem Studirzimmer war. „Ach wenn doch Marco erst wieder hier wäre!" ruft er mit bitterem, höhnendem Ausdrucke, als ob vor seinem Ohr noch immer die Worte der Baronin wiedertönten. „Ach, wenn doch Marco erst wieder hier wäre!"

Wie er das zum dritten Male sagt, lacht er laut auf, und dann erschrickt er selbst vor seinem Lachen und schaut in seinem Gemach umher, als suche er nach dem Teufel, der so gelacht und der sicherlich hinter ihm steht in diesem Zimmer.

Er hat das Lachen nicht allein gehört: Sophie, welche drinnen im Schlafzimmer des Vaters beschäftigt war, seinen Koffer zu packen, sie hat auch das Lachen gehört. Sie hat plötzlich eingehalten und ist athemlos stehen geblieben, nach der Thür hinschauend und auf die Worte horchend, welche der Vater so seltsam und mit einem so fürchterlichen Lachen gesprochen: „Ach wenn doch Marco erst wieder hier wäre!"

Es graut ihr vor diesen Worten ihres Vaters. Was bedeutet es, wie kommen solche Worte auf die

Lippen des Pastors? Sie bedeuten sicherlich nichts Gutes, und es ist kein frommer Wunsch, der mit solchen Worten und mit solchem Ausdruck höhnischer Freude von seinen Lippen tönt — nein, sicherlich kein frommer Wunsch!

Am nächsten Morgen reist der Pastor ab, seine Miene ist ruhig, sein ganzes Wesen entschlossen und mannhaft. Er trägt Sophien, während er in den Wagen steigt, um nach der Eisenbahn zu fahren, mit herzlichen Worten zärtliche Grüße auf für seinen Bruder. Es ist eine nothwendige Geschäftsreise, welche er nach Berlin zu machen hat, aber er hofft bald zurückzukehren und ihn dann gesund wieder anzutreffen. Dann nickt er seiner guten Cornelia einen letzten Abschiedsgruß zu, und der Wagen rollt mit ihm von dannen und bringt ihn nach der Eisenbahn, die eine Stunde später nach Berlin abgeht.

Wird der Pastor wirklich nach Berlin reisen und wird er dort bleiben oder — — oder geht er nach England?

Ende der ersten Abtheilung.

Mühlbach, Luise,

Protestantische Jesuiten historischer Roman

Bd.: [1,]4

Leipzig (1874)